Venezianische Nächte.

Von

Eduard Maria Oettinger.

Zweite, unveränderte Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig
Costenoble und Remmelmann.
1851.

Byron und Shelley.

I.

Unter den hundert großen Prachtbauten, welche die feenhafte Einfassung des Canal grande bilden, zeigen sich, unfern der Kirche San Samuele, drei dicht an einander grenzende Paläste, welche „Mocenigo" heißen, ein Name, an den sich manche geschichtliche Erinnerung knüpft, weil sieben Abkömmlinge der Familie dieses Namens die Dogenwürde bekleidet haben *).

*) 1. Tomaso Mocenigo (1414 — 1423), unter dessen Herrschaft der Admiral der Republik, Pietro Loredano, die türkische Flotte bei Gallipolis geschlagen hatte. 2. Pietro M. (1474 — 1476.) 3. Giovanni M. (1478 — 1485) unter dessen Regierung durch den Tod der Königin Catharina Cornaro die Insel Cypern als Erbschaft der Republik anheim gefallen war. 4. Ludovico I. (1570 — 1576), unter welchem Cypern wieder unter die Botmäßigkeit der Türken kam, obgleich deren Flotte (1571) durch Don Juan von Oesterreich in der

In dem mittelsten dieser drei Paläste hauste — im Sommer des Jahres 1818 — der schon damals hochgefeierte Dichter des „Manfred,“ Lord Byron, der sich kurz vorher von seiner reizendschönen Frau — Isabella Milbanke — getrennt hatte, weil das Joch der Ehe seinem freien Geiste und seiner zügellosen Fantasie unerträglich war.

Bei seiner Ankunft in Venedig hatte er in der Frezzaria — einer der Hauptarterien der vollblütigen Meeresstadt — bei einem Leinwandhändler gewohnt, in dessen Frau, die weit weniger schön, aber viel pikanter als Milady war, Mylord sich Anfangs mehr aus Langeweile als aus wahrer Neigung verliebt hatte. Marianna S..., die Frau des „Kaufmanns von Venedig“ — wie ihn Byron in einem Briefe an Thomas Moore genannt — war damals zweiundzwanzig Jahre alt und ihrer äußern Erscheinung nach eine Antilope mit großen, orientalisch-

---

Schlacht von Lepanto fast gänzlich vernichtet worden war. 5. Ludovico II. (von 1700 — 1709). 6. Sebastiano M. (von 1722—1732) und 7. Aloisio M. (1763—1769), unter welchem der Admiral Emo den letzten Versuch gemacht hatte, Venedig von der Tyrannei der Barbaresken zu befreien.

schwarzen Augen von unbeschreiblichem Ausdruck, regelmäßigen, fast adlerartigen Zügen, kleinem Munde, zartem, aber etwas hektischen Teint, schöner Stirn, glänzend-schwarzen Locken, sylphenleichter Gestalt und melodischer Stimme, die wie eine Laute und wie der Gesang eines Seraphs klang, ein Weib, das außerdem eine Menge Tugenden und Gaben besaß, um damit ein neues Kapitel des hohen Liedes zu füllen *).

Aber trotz dieser Lobsprüche war er auch Mariannens sehr bald überdrüssig geworden und hatte gleich darauf die Einladung der Gräfin Mocenigo, seine Wohnung in einem ihrer Paläste aufzuschlagen, hauptsächlich darum angenommen, um seine Neigung zu Mariannen „mit Stumpf und Stiel" auszurotten.

Nachdem Byron sich in seiner neuen Wohnung häuslich eingerichtet hatte, begann er hier seinen „Marino Faliero."

Um diese Zeit rückte auch einer seiner hyperpoetischen Landsleute, Sir Percy Bysshe Shelley, dessen

*) S. Byrons Leben, von A. Böttger, S. XLVII.

Bekanntschaft er, einige Monate früher, auf der Villa Diodati bei Genf gemacht hatte, in Venedig ein.

Selten wohl hat es zwei entgegengesetztere Charactere wie Byron und Shelley gegeben. Man höre, wie ihr gemeinschaftlicher Freund, Thomas Moore, Beide geschildert hat. „Byron und Shelley, sagt der Dichter des Lalla Rook, waren zwei Naturen, ganz dazu geeignet, ihre Verschiedenheit an einander zu entwickeln; Byrons Fantasie malte mit den Farben des Lebens; er war praktischer Poet. Shelley sah eigensinnig Alles durch sein eigenes Medium. Im Politischen, wenngleich ursprünglich Aristokrat, bekannte sich Shelley zu utopischen Grundsätzen und war unter Anderm auch für Gütergemeinschaft. Ueber den Glauben der Menschen und vor Allem über die Weiber hatte er seine eigenen, etwas egoistischen Ideen.“

Aber trotz der Verschiedenheit ihrer politischen und philosophischen Ansichten waren sie die besten Freunde. Byron achtete Shelley, trotz seines Leichtsinns, und legte auf dessen Urtheil oft mehr Gewicht als auf sein eigenes.

Byron war in der Regel sehr schwermüthig,

Shelley dagegen stets heiterer Laune. Durch diese Heiterkeit des Geistes, durch diesen ewig frischen rosenfarbenen Humor hatte Shelley eine fast despotische Herrschaft über alle Gemüthszustände Byron's errungen.

II.

Lord Byron stand, in dichterisches Brüten versunken, an einem der Fenster seines Arbeitssaales und ließ die Finger seiner blendendweißen Hand, auf die er ungemein eitel war, mechanisch auf den hellen Spiegelscheiben trommeln, als — unangemeldet und ohne anzuklopfen — Sir Percy Bysshe Shelley in ziemlich bestaubten Reisekleidern, einen Strohhut auf dem Kopfe und einen kleinen Reisesack in der Hand, ins Zimmer seines Freundes eintrat.

— Sei gegrüßt, großer Barde! rief der Dichter des „Revolt of Islam" und ließ seinen Reisesack auf den Fußboden fallen, um den erstaunten Freund in seine Arme zu schließen.

— Bysshe, wo kommst Du her?

— Geraden Weges aus dem großen Bedlam London, wo Du, lieber Freund, schon seit langer Zeit, ich will nicht gerade sagen, mit Sehnsucht, wohl aber mit etwas Neugier erwartet wirst. Zuvörderst bringe ich Dir einen Gruß und ein Packet gar nicht ungerechter Vorwürfe von Deinem Verleger John Murray, dem Du seit — Gott weiß wie lang — einen neuen Akt Deines „Manfred" versprochen hast; er lauert darauf, wie ein Henker auf die Garderobe eines hingerichteten Gentleman, und läßt Dir sagen, daß Du jetzt wohl lange genug auf der Bärenhaut gelegen habest, und daß es hohe Zeit sei, daß Du wieder etwas von Dir hören ließest, damit die Leute in England sich überzeugen, daß Du noch lebst und noch etwas erfinden kannst ...

— Hast Du ausgeredet?

— Noch nicht. Ich sage Dir, edler Lord, daß, Falls Du noch länger fortfahren solltest, ein so faullenzerisches Leben zu führen, wie bisher, in England bald kein Hahn mehr um Dich krähen wird. Schon jetzt ist Dein Name halb und halb verschollen und

mehr als ein naseweiser Lump will behaupten, daß Du schon bei lebendigem Leibe todt seist.

— Ha, ha! Meinetwegen mag das Gesindel von mir glauben, was es will. Du siehst, Sir Bysshe, daß ich noch lebe!

— Aber wie lebst Du? Wie ein Trappist unter lauter Todtenköpfen, wie ein Ascet in einer Einsiedelei, wie ein wildes Thier in einer stinkenden Menagerie unter Affen und Papageien, unter Katzen und Hunden. — Eine saubere Gesellschaft für eine Herrlichkeit Deines Schlages!

— Du bist ein Narr, Shelley, und dennoch — Gott verzeihe mir die Sünde! — liebe ich Dich fast noch mehr als ... meinen Newfoundländer Hund, dem ich, Dir zu Ehren, den Namen Percy gegeben. Wo aber, zum Teufel, hast Du Deine Familie?

— Die habe ich einstweilen bei einem Landsmann in Padua zurückgelassen, um vorauszueilen und hier eine passende Wohnung für sie aufzusuchen. Unterdessen, großer, unsterblicher Barde, quartiere ich mich bei Dir ein ...

— Bei mir? Shelley, das geht nicht!

— Warum nicht?

— Weil es mir an Platz fehlt, Dich unterzubringen.

— Hol' Dich der Teufel, Mylord. Da, wo eine Elster, ein Fuchs, zwei Affen, fünf Katzen, acht Hunde und ein ganzer Wald von Papageien Platz haben, wird wohl auch ein winzig kleines Plätzchen für den ehrenwerthen Sir Percy Bysshe Shelley übrig sein.

— All' diese Thiere stören mich nicht im Arbeiten; Du hingegen . . .

— Pfui, Herrlichkeit, schäme Dich, daß Du einem Deiner Landsleute eine so kleine unbedeutende Gefälligkeit abzuschlagen wagst. Du bist ein herzloser Egoist, Byron, der die erhabene Tugend der Gütergemeinschaft nicht zu schätzen weiß. Lies Thomas More's „Utopia" und lerne begreifen, daß Gemeinschaft der Güter eine der edelsten Einrichtungen des Staatslebens ist. Apropos, lorbeerumscheitelter Barde, kannst Du mir nicht auf ganz kurze Zeit hundert Pfund Sterling leihen?

— Ich bedaure, lieber Freund, daß auch ich gerade nicht bei Kasse bin.

— Geizhals, das hab' ich im Voraus gewußt

und Dir mit dieser Bitte blos eine Falle legen wollen. Ich brauche Dein Geld nicht, ich bin reicher als Du, denn ich habe wenig oder gar keine Bedürfnisse; Du aber wälzest Dich, wie ein Schwein, in kothigem Gold und bist trotzdem nicht zufrieden. Und solch ein Filz will Poet sein? Wer Dich für eine Dichterseele hält, ist verrückt!

— Höre, Percy, fragte Byron, plötzlich ganz ernst und niedergeschlagen, ist das, was Du so eben gesagt hast, Scherz oder Ernst?

— Ernst, blutiger Ernst! Ein reicher Kerl, der einen armen Teufel, welcher noch obenein sein Landsmann ist, lumpige hundert Pfund Sterling abzuschlagen wagt, kann unter keiner Bedingung ein wahrer Dichter sein.

— Shelley, ich habe ja nur mit Dir gescherzt. Mit dem größten Vergnügen bin ich bereit, Dir hundert Guineen zu schenken.

— Ich mag von Keinem, am allerwenigsten von Dir, etwas geschenkt.

— Nun gut, so will ich Dir hundert Pfund, oder, wenn Du willst, noch mehr leihen.

— Jetzt, Egoist, mag ich auch nichts von Dir

geborgt haben, rief Shelley, hob ärgerlich seinen Reisesack auf und wollte gehen.

— Bleib', Percy, bleib', bat Byron, ihn am Rockschooß zurückhaltend.

— Laß mich los, ich muß fort; meine Zeit ist mein Kapital ...

— Sieh, Shelley, wenn Du bleibst, will ich Dir mein neues Gedicht, eine „Ode an Venedig", vorlesen.

— Höre, Gordon, willst Du das wirklich? fragte Sir Percy mit freudestrahlender Miene.

— Ja, Freund, ja!

— Dann bleibe ich bei Dir, so lang Du willst.

— Zuvor aber wollen wir frühstücken. Ein nüchterner Magen ist ein weit strengerer Kunstrichter als einer, der im Bewußtsein der Sattheit schwelgt; ein gutes Glas Wein macht selbst die Seele eines Philisters empfänglicher für den Zauber der Poesie ...

— Ah, Mylord, Du willst mich bestechen; doch sag' ich Dir im Voraus, daß Dir das schwerlich gelingen wird. Ich liebe vor Allem die Aufrichtigkeit und werde mich durch Deinen guten Wein

nicht abhalten lassen, Dein Gedicht, falls es mir nicht gefällt, ganz abscheulich schlecht zu finden.

— Eben weil ich weiß, daß Du aufrichtig bist, hat Dein Urtheil für mich größern Werth, als das der ganzen Presse, die, von Neid und Mißgunst erfüllt, mein Bischen Talent schmählich herabsetzt oder ganz und gar ignorirt, sagte Byron und klingelte.

Seine Freundin Margaretha brachte das Frühstück.

— Höre, Mylord, da hast Du Dir einen ganz verteufelt netten Stubenburschen zugelegt, rief Shelley und kniff die Wange der Bäuerin.

— Was untersteht sich der Herr? schrie die Schönheit vom Lande, versetzte dem etwas unverschämten Bewunderer ihrer Reize einen jener Apostrophe, die man im bürgerlichen Leben „Maulschellen" zu nennen pflegt, und entfernte sich mit einem Blick, in dem ein ganzes Heer von Teufeln lag.

Shelley, der wie ein vom Blitz getroffener Fockmast dastand, hielt sich die Backe; Byron, der sich des Lachens nicht enthalten konnte, hielt sich die Hüften.

— Diese kleine, dralle, schwarzäugige Hexe, meinte Sir Percy, scheint den leibhaften Satan im Leibe zu haben.

— Sie ist ein „wildes Thier“, das keinen Spaß versteht.

— Nach dem Bildniß zu schließen, das unlängst bei Murray im Stich erschienen ist, muß dieser Satan im Unterrocke Deine Fornarina sein, sagte Shelley und machte sich ungesäumt ans Frühstück.

— So ist's leider, sagte Byron und stöhnte. Sie ist eine Bäuerin aus dem Brenta-Bezirk, die mir zu Liebe ihren Tölpel von Mann verlassen und sich, ganz wider meinen Willen, bei mir eingenistet hat. Du könntest Dir ein großes Verdienst um mich erwerben, wenn Du eine List ersännest, die geeignet wäre, sie mir vom Halse zu schaffen, denn sie ist grob, zänkisch, trotzig und eifersüchtig über alle Beschreibung. Neulich, als ich sie fortjagen wollte, ergriff sie ein Tischmesser und drohte mir, sich erstechen zu wollen, wenn ich ihr nicht erlaubte, bei mir zu bleiben. Und weil ich mir bei dieser Komödienscene ruhig die Zähne stocherte, gerieth sie außer sich vor Wuth, lief nach dem Fenster und stürzte sich

hier von diesem Balkon in den Canal hinab. Die schlaue Hexe wußte recht gut, daß sie bei diesem Sprung nichts zu befürchten hatte, denn unten hielt eine Gondel, welche die Fallende auffing. Dieser Vorfall erregte hier ein heilloses Skandal. Die böse Welt erzählte, ich hätte das „wilde Thier'', wie der Polenkönig Casimir seine schöne Jüdin Esther, ersäufen wollen. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sich die gute österreichische Polizei hineingemischt und mich in eine Criminaluntersuchung verwickelt. Nächst der türkischen Pest und dem langweiligen englischen Whist fürcht' ich aber nichts so sehr als die österreichische Polizei, die einen Nachgeschmack der venezianischen Inquisition hat. Um mit diesen fatalen Herren nicht in Berührung zu kommen, mußte ich zum bösen Spiele gute Miene machen und Margarethen erlauben, bei mir zu bleiben ...

— Und solch einen Satan duldest Du um Dich?

— Was soll ich thun, um sie los zu werden?

— Ich weiß ein herrliches Mittel, Dich von ihr zu befreien. Noch heute erkläre ich ihr meine Liebe und morgen entführe ich sie!

— Du kennst diese leidenschaftlichen Italienerin-

nen nicht; wenn sie sich einmal in irgend Jemand verliebt haben, sitzen sie wie Blutegel fest und fallen nicht eher ab, als bis sie ganz gesättigt sind . . . ich kenne diese Weiber!

— Du sollst, wie ich höre, einen ganzen Harem verliebter Weiber haben; in London weiß jedes Kind, daß Gräfin Albrizzi oder „Venedigs Frau von Staël" — wie Du sie nennst — Gräfin Benzoni, Gräfin Guiccioli und, Zeus mag wissen, wie all' die galanten Prinzessinnen heißen mögen, in Dich närrisch verliebt sind.

— Sprich nicht so laut, Percy, denn wenn das mein „wildes Thier" hört, kratzt es all' diesen Weibern die Augen aus.

— Aber wissen möcht' ich denn doch, was all' diese Frauen bewegen mag, sich in Dich, hinkenden Eheteufel, zu verlieben. Unser Einer, der doch auch nicht zu verachten ist, macht im ganzen Jahre nicht so viele Eroberungen, als dieser Barde da in acht Tagen. Stoß' an, Hahn im Korbe, die Weiber, welche lieben, sollen leben! Jetzt, Gordon, bin ich in der Stimmung, Deine Ode anzuhören, und wenn

diese so gut als Dein Cyperwein ist, dann gratulire ich Dir.

Byron holte sein Manuscript und wollte eben beginnen, als Margarita ihm einen Brief aus London übergab und, nachdem sie einen verächtlichen Blick auf den Freund ihres Freundes geschleudert, sich augenblicklich zurückzog.

— Von John Murray, sagte Byron und erbrach das Siegel.

— Was will er?

— Er bittet um neues Manuscript, schickt mir 350 Pfund Sterling Honorar für meinen „Manfred" und bedankt sich für das Geschenk.

— Für welch ein Geschenk? fragte Shelley, seinen Becher leerend.

— Für ein Stück Granit, das ich in Verona heimlich von Giulietta's Sarg abgeschlagen.

— Mensch, das hast Du gewagt?

— Noch mehr als das, aber verrathe mich nicht. In der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, wo zehn Liebesbriefe der schönen Lucrezia Borgia an Pietro Bembo und eine blonde Haarlocke derselben

als eine der kostbarsten Seltenheiten unter Glas und Rahmen aufbewahrt werden, habe ich aus der Letztern — durch Bestechung des Custode, der ein Auge zugedrückt — ein Haar gestohlen, das ich als Reliquie in einer goldenen Kapsel beständig auf dem Herzen trage. Ah diese Lucrezia! Welch ein Ausbund reizender Liederlichkeit! O warum gibt es unter allen Weibern von Venedig keine Borgia! In solch ein Ungeheuer, Percy, könnte ich mich verlieben bis zum Rasendwerden *).

---

*) Lucrezia Borgia, in neuerer Zeit durch Victor Hugo's Drama und Donizetti's gleichnamige Oper dem Staube der Vergessenheit entrissen, war eine der wollüstigsten und ausschweifendsten Frauen ihrer und aller Zeiten. Eine natürliche Tochter Roderich Lenzuoli's, des nachmaligen heiligen Vaters Alexanders VI., und seiner Maitresse Vanozzia, hatte sie sich — 1493 — in ihrem sechszehnten Jahre mit Giovanni Sforza, Fürsten von Pesaro, vermählt und sich vier Jahre später „à cause d'impuissance" von ihm scheiden lassen, um 1498 Alfonso, Herzog von Biseglia, einen natürlichen Sohn Alphons II. von Arragonien, zu heirathen, den sie, zwei Jahre nach der Hochzeit, durch ihren Bruder Cäsar ermorden ließ. Im Jahre 1501 vermählte sie sich mit Alfonso d' Este, dem Sohne Herkules, Herzogs von Ferrara. Lucrezia, die nach dem Zeugnisse aller gleichzeitigen Schriftsteller während ihrer ersten und zweiten Ehe Blutschande mit ihrem Vater und ihren

— Du bist ein Wüstling, dessen Gaumen übersättigt ist; Dich reizt nur noch Liebe, die stark gepfeffert ist. Um aber wieder auf Deinen netten Stubenburschen zurückzukommen, Dein „wildes Thier" gefällt mir, und wie Du jenen Bembo um

---

beiden Brüdern Giovanni und Cäsar getrieben, entweihte auch das dritte Band durch Ehebruch mit Pietro Bembo, den sie mit vielen andern Dichtern und Gelehrten an den Hof von Ferrara gelockt. Mazzuchelli behauptet zwar, daß dieses zärtliche Verhältniß, das, 1503 begonnen und drei Jahre gewährt, rein platonisch geblieben sei; Balthasar Oltrocchi aber in seiner gelehrten Abhandlung „sopra gli primi amori di Monsignore Pietro Bembo." Venez. 1758. 4. so wie die Liebesbriefe und die Haarlocke, welche in der Brera aufbewahrt werden, beweisen das Gegentheil. Lucrezia Borgia starb 1520. Bembo vermählte sich mit einer schönen Venezianerin, Namens Morosina, und erst nach dem Tode derselben widmete er sich dem geistlichen Stande und wurde (erst 1539) von Paul III. zum Cardinal ernannt. In seiner Jugend hatte er auch mit Cathatina Cornaro, der nachmaligen Königin von Cypern, in zärtlichem Liebesverhältniß gestanden und während ihres beiderseitigen Aufenthaltes zu Asolo ihr zu Ehren Lieder und Gespräche über das Wesen der Liebe geschrieben, die „gli Asolani" betitelt, zuerst 1505 zu Venedig im Druck erschienen waren. Die erste französische Uebersetzung erschien von J. Martin, Paris 1545. 8., spanisch Salamanca 1551. 12. Diese Sammlung war lange Zeit die Lieblingslectüre des galanten Italiens.

seine Lucrezia beneidest, so beneide ich Dich um Deine Margarita.

— Ich trete sie Dir ab, denn für mich hat sie keinen Reiz mehr: ich weiß sie auswendig wie das Vaterunser und wäre froh, wenn sie mir untreu würde.

— Dein Wunsch soll in Erfüllung gehen, Herrlichkeit, sagte Shelley und zupfte seine Vatermörder.

— Gut, versuche Dein Glück! Audaces fortuna juvat, fügte er hinzu und las ihm die „Ode an Venedig" vor.

Shelley, der mit gespannter Aufmerksamkeit vom Anfang bis zum Schlusse zugehört hatte, umarmte seinen Freund und sagte:

— Wär' ich Venedig, wie groß wäre mein Stolz, von Lord Byron besungen zu sein! Nun aber muß ich fort!

— Und wann seh' ich Dich wieder?

— Sobald ich eine Wohnung für mich und die Meinigen gefunden. Auf Wiedersehen, rief er aus und rannte fort.

III.

Es waren seitdem zwei Monate verflossen.

Während dieser Zeit hatte Shelley seinen Landsmann fast täglich besucht, und durch die unwiderstehliche Gewalt seines Alles besiegenden Humors mehr als einmal die schwarzen Gewitterwolken der Melancholie von der Stirn seines Freundes verscheucht. Der Ossian des neunzehnten Jahrhunderts — so pflegte Sir Percy ihn zu nennen — war in der Regel trübsinnig, schwermüthig und trotz aller Freigeisterei beispiellos abergläubisch. Wie seine Mutter glaubte er an Vorahnungen und Visionen und fürchtete sich, wie Thomas Hobbes, Nachts in finstern Zimmern vor Gespenstern und andern geisterhaften Erscheinungen. Sein Glaube an Wunder ging sogar so weit, daß er einen Achat als Talisman gegen den Zauber der Liebe bei sich trug. Aber trotz dieses Amulets fühlte er sich — seit dem letzten Carneval — von den Reizen einer Dame gefesselt, deren Geist und Schönheit stärker als sein Talisman war. Sein Herz schlug für Gräfin Therese.

Therese von Gamba war in ihrem sechszehnten Jahre mit einem fast sechzigjährigen Greise vermählt worden. Graf Guiccioli, der reichste Mann der ganzen Romagna, wurde nicht mit Unrecht der Cröſus von Ravenna genannt. Aber Reichthum allein kann eine so zart besaitete Seele, wie die Theresens, nicht glücklich machen. Die junge, reizendschöne Gräfin fühlte sich im Schooße des Luxus, an den vollen Brüsten der Verschwendung, unglücklicher als das ärmste Weib auf Gottes weiter Erde. — Während des Carnevals hatte sie durch ihren Bruder Lord Byron's Bekanntschaft gemacht und, geblendet vom Nimbus seines literarischen Ruhmes, berauscht vom Nectar seiner himmlischen Poesien, eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt. Nach Beendigung des Carnevals war sie, mit Byron's Bild im Herzen, nach Ravenna zurückgekehrt und hatte sich dort in den Armen des alten Herrn verlassener als je gefühlt. Der einzige Trost der jungen, unglücklichen Frau war ihr Lieblingsdichter Dante, der sie, oft wider ihren Willen, an den Sänger der „Braut von Abydos" erinnerte und ihre Neigung zu ihm zehnfach verstärkte.

Während Byron's Herz für Gräfin Guiccioli schlug, schwärmte Shelley für dessen Margarita, die ihm gegenüber eine kalte, stolze, unerbittliche Artemisia blieb. Dessen ungeachtet setzte er unverdrossen seine Werbung fort und gab als Mann, der das wandelbare Herz der Frauen kennt, noch nicht alle Hoffnung auf.

— Nun, Freund Mephisto, fragte eines Morgens Lord Byron seinen Lustigmacher, wie steht Deine Angelegenheit mit Margarita?

— Ich versuche sie auf jede mögliche Weise zu ködern, aber trotz aller Mühe, die ich mir gebe, will sie noch immer nicht anbeißen.

— Ich merke, daß Du in der Kunst, Frauenherzen zu erobern, kein Napoleon bist.

— Kennst Du den großen Göthe?

— Ich übersetze seinen „Faust.“

— Merk' Dir vor allen Dingen Göthe's Lehre:

„Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort,
Doch wer kühn ist und verwegen,
Kommt fürwahr noch besser fort.“

Geh' hin und befolge seinen Rath.

— Alles umsonst! Gestern war ich zart und schmachtend, heute war ich kühn und verwegen, hab' aber heute eben so wenig bei ihr durchgesetzt als gestern. Margarita hat, mir gegenüber, ein Herz von carrarischem Marmor.

— Versuch's mit Geschenken; ein Weib, das etwas nimmt, ist auch geneigt zum Geben.

— Sehr wahr, weiser Don Juan, was aber soll ich ihr schenken?

— Sie wünscht sich einen Schmuck von Brillanten...

— Knauser, warum erfüllst Du ihn nicht?

— Weil ich sie um jeden Preis los sein will. Damit Du aber siehst, daß ich kein Geizhals und gern bereit bin, Deiner Neigung zu ihr Vorschub zu leisten, will ich noch heute einen Brillantschmuck kaufen, den Du ihr schenken sollst.

— Großmuth, Dein Name ist Ossian!

— Gelingt's Dir, mein wildes Thier zu kirren, so zahl' ich Dir noch dreihundert Pfund obenein...

— Schmerzensgeld! Abgemacht! rief Sir Percy und umarmte seinen Freund.

— Heute Abend, Freund Bysshe, kannst Du hier Deinen Schmuck in Empfang nehmen.

Shelley ging. Eine Stunde später hielt vor dem Palaste Mocenigo eine Gondel, welche Lord Byron zum Juwelier brachte.

IV.

Als der Abend kam, erschien Sir Percy. Byron legte einen Schmuck von fünfhundert Pfund in seines Freundes Hand und sagte mit prophetischem Geiste:

— Sie wird Dir nicht mehr widerstehen!

V.

Am andern Morgen, zu einer Stunde, in welcher Lord Byron verabredetermaßen ausgegangen war, um dem Verführer seiner Freundin das Feld zu räumen, erschien Shelley, entflammt vom

Bewußtsein seines unausbleiblichen Sieges, ausgerüstet mit dem unwiderstehlichen Talisman eines höchst werthvollen Brillantschmucks, um damit den letzten Sturm auf das „Fort Sainte-Marguérite" zu unternehmen.

Die junge Bäuerin war, vor dem Spiegel sitzend, eben damit beschäftigt, die reiche Fülle ihres glänzendschwarzen Haares, das auf das Pfirsichfleisch ihres üppigen Nackens herniederquoll, in Flechten abzutheilen, als Sir Percy eintrat.

— Reizende Schöne, himmlische Camöne, sinnebezaubernde Anadyomene, der Sclave Deiner göttergleichen Schönheit wagt Dir guten Morgen zu wünschen.

— Unverschämter Flegel, schrie Margarita, wer hat ihm erlaubt, so mir nichts Dir nichts einzutreten? Will Er, daß ich ihn anhören soll, so pack' er sich schnell hinaus, um, wie sich's ziemt, fein artig anzuklopfen. Wenn Margarita sich dann herabläßt, Herein zu rufen, dann kann Er eintreten, hört Er?

— Ganz Ohr; aber da ich einmal hier bin . . .

— Dort ist die Thür, und wenn sich der Herr nicht augenblicklich entfernt, mach' ich von diesem

Brenneisen Gebrauch, rief die aufgebrachte Schöne und griff nach dem glühenden Instrumente, das sie ihrem Anbeter dicht unter die Nase hielt.

— Ich gehorche, stöhnte Sir Percy und trat äußerst gerührt seinen Rückzug an.

Als er draußen war, schob sie schnell den Riegel vor und lief zu ihrem Spiegel zurück. Shelley aber beeilte sich, dem erhaltenen Befehle gemäß, höchst demüthig anzuklopfen.

Wer nicht Herein rief, war Margarita.

Shelley klopfte zum zweiten und dritten Male; er klopfte stärker und stärker, erst mit den Händen, dann mit den Füßen, zuletzt mit allen vier Extremitäten zugleich. Die schlaue Bäuerin flocht ruhig ihre Haare fort und trällerte ein venezianisches Couplet dazu.

Sir Percy, wohl einsehend, daß mit Ungestüm hier nichts durchzusetzen sei, hielt es für klüger, sich aufs Bitten zu legen.

— Oeffne, himmlisches Weib, öffne, flötete er mit schmachtender Stimme. Der treueste Deiner Anbeter hat Dir, stolze Herrin, etwas mitgebracht, das Dir beweisen wird, wie unendlich er Dich liebt,

und wie sehr Du Unrecht thust, ihn so kalt und lieblos von Dir wegzustoßen. Oeffne, Julia, Dein Romeo bringt Dir einen Schmuck . . .

— Einen Schmuck? fragte sie mit plötzlich gekirrtem Tone.

— Von Brillanten.

— Von Brillanten? wiederholte sie mit gespanntem Ohre. Welcher Teufel, mein Romeo, hat Dir gesagt, daß Deine Giulietta nichts so sehr als Brillanten liebt?

— Weiß nicht der Liebende selbst die geheimsten Gedanken der Geliebten zu errathen? Oeffne, Thisbe, Dein Priamus steht auf glühenden Kohlen . . .

Margarita schob rasch den Riegel zurück.

— Nun, Freund Priamus, wo hast Du Deinen Schmuck?

— In der Tasche, holdselige Thisbe!

— Mann Gottes, laß sehen!

— Bevor das achte Wunder der Welt Dein Auge blendet, verlange ich als Friedensabschluß einen Kuß von Dir.

— Zwei für Einen, sagte die urplötzlich ganz

umgewandelte Bäuerin, umarmte ihren Anbeter und drückte ihm zwei ungestüme Küsse auf.

Sir Percy, vom Honig ihrer Lippen berauscht, zog rasch das Etui hervor und öffnete es, um das Auge der Gekirrten durch den Glanz der Steine zu bezaubern.

Der Anblick des Schmucks brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Im ersten Augenblick stockte der Fluß ihrer Rede; bald aber faßte sie sich, packte ihren Anbeter bei der Brust und fragte mit unbeschreiblicher Wuth:

— Gran Can' della Madonna, woher hast Du diesen Schmuck?

— Ich hab' ihn gekauft.

— Gekauft? wiederholte die rasende Thisbe und schüttelte den schwachen Priamus. Du bist ein Lügner, ein Schurke, ein Dieb! Diesen Schmuck hast Du gestohlen.

— Gestohlen? fragte Sir Percy tief erschreckt.

— Mir gestohlen! schrie die zornschnaubende Giulietta. Diesen Schmuck hat mir mein Freund, Lord Byron, vor sechs Monaten zu meinem Namenstag geschenkt. Du hast ihn mir aus meinem

Schranke gestohlen ... Hund Gottes, ich erwürge Dich!

— Sei menschlich, Thisbe, hab' Erbarmen, Giulietta, hör' mich an, ich bin unschuldig, total unschuldig, flehte Shelley und mußte all' seine Kraft zusammenraffen, um sich von der Wüthenden loszureißen.

— Dieb! Dieb! Dieb! schrie Margarita und drang mit geballten Fäusten auf ihn ein.

— Engel, Du verkennst mich, jammerte Sir Percy, ihrer Wuth aus dem Wege gehend. Der hinkende Teufel, Asmodi Byron, den Gott verdammen möge, hat sich mit dem besten seiner Freunde einen schändlichen, wahrhaft niederträchtigen Spaß erlaubt; er hat mir den Schmuck geschenkt und mir gerathen, mit Hilfe dieses Schmuckes bei Dir mein Glück zu versuchen. Der Elende hat mich gefoppt!

— Schmählich gefoppt! schrie die Bäuerin, deren Wuth sich jetzt in unbändiges Gelächter verwandelte. Gefoppt, gefoppt, gefoppt! schrie sie in Einem Athemzuge und sprang wie närrisch im Zimmer umher.

— Warte, Ossian, dieser Spaß ist Dir nicht geschenkt! rief Shelley und rannte wüthend fort.

VI.

Vier Wochen später — der Mystificirte hatte seinem Freunde den etwas boshaften Scherz längst schon verziehen — erhielt Lord Byron, nach Mitternacht aus dem Salon der Gräfin Albrizzi heimkehrend, einen Brief aus Mailand. Einer seiner Schulkameraden von Eton schrieb ihm Folgendes:

In der größten Eile gebe ich Ihnen, mein theurer Freund, den wohlgemeinten Rath, gleich nach Empfang dieser Zeilen Venedig und so schnell als möglich das lombardisch-venezianische Gebiet zu verlassen, da mich ein Zufall in das Geheimniß eingeweiht, daß die Mailänder Polizei zwei geheime Agenten abgeschickt hat mit dem Auftrage, Sie in Venedig festzunehmen und nach Mailand abzuführen, wo

man Ew. Lordschaft in eine peinliche Untersuchung verwickeln will. Während Ihrer Anwesenheit in M. sollen Sie, in der Brera, durch Bestechung eines der Custoden, ein Haar aus der Locke der Lucrezia Borgia und — was noch weit schlimmer ist — zwei jener Liebesbriefe, die sie an Pietro Bembo geschrieben hat — (verzeihen Sie, Mylord, wenn ich mich des wahren Ausdrucks bediene) — gestohlen haben. Der Präfect der ambrosianischen Bibliothek, dem dieser Diebstahls erst vor Kurzem bekannt worden war, hatte der Regierung davon Anzeige gemacht und diese hat einen Preis von 5000 Lire für denjenigen ausgesetzt, der im Stande ist, den Thäter jener That auszumitteln. Ihr Mitschuldiger, der Custode, der Ihnen zu diesem Raube hilfreiche Hand geboten, hat sich durch den ausgeschriebenen Preis bewegen lassen, Sie heimlich anzugeben. Die Regierung, die diesen Diebstahl als Kirchenraub bestraft sehen will, hat, wie ich Ihnen bereits mitgetheilt, Häscher abgesendet, die Sie fahnden sollen. Wenn Sie, Mylord, Ihre

Freiheit lieben, so werden Sie keinen Augenblick Zeit versäumen und so bald als möglich die Flucht ergreifen.

Ihr

Freund und ehemaliger Schulkamerad in Eton,

Thomas Medwin.

Lord Byron, der — wie unserm Leser bereits bekannt ist — von einer heillosen Furcht vor Oesterreichs Polizei durchdrungen war, hatte das Schreiben noch nicht ausgelesen, als dicker Angstschweiß auf seine Stirn trat. Seine erhitzte Fantasie spiegelte ihm alle Qualen einer langen Gefangenschaft in dumpfen Kerkern vor; die Seufzerbrücke, die Bleidächer, die Puzzi und alle Schrecknisse der venezianischen Inquisition standen vor seiner Seele und impften jedem Nerv derselben tausendfache Angst ein. Der Schreck hatte seine Besinnung gelähmt; er wußte nicht, was er thun, ob er bleiben oder fliehen sollte.

In diesem zweifelhaften Augenblick stürzte Shelley, leichenblaß wie Hamlet, als er den Geist seines Vaters erblickt, ins Zimmer seines Freundes

und ruft ihm mit angstgebrochener Stimme die zwei schreckenvollen Worte zu:

— Fliehe! Fliehe!

— Du weißt also?

— Alles, Alles!

— Und von wem?

— Lady Arabella Lamb, eine Deiner wärmsten Bewunderinnen, hat von Mailand einen expressen Boten nach Venedig geschickt, um Dich aus den Klauen der nacheilenden Häscher zu befreien. Es ist kein Augenblick Zeit zu verlieren, Mylord! Eile, eile!

— Wohin?

— Nach Frankreich, wo ein Mann wie Du, wegen einer lumpigen Locke, die er gestohlen haben soll, nicht den Galgen zu fürchten braucht.

— Und wann, glaubst Du, soll ich fliehen?

— Noch in dieser Nacht, jetzt gleich, denn jeder Augenblick bringt Dich dem Gefängniß näher.

— Aber meine Sachen sind noch nicht gepackt ...

— Ich schicke sie Dir nach ... eile, eile!

— Gerechter Gott! rief Byron, bei Nacht und Nebel soll ich fliehen, wie ein Dieb! Was wird Venedig dazu sagen?

— Es wird, aus Furcht vor Oesterreichs Polizei, nicht den Muth haben, Dich zu bedauern ... Deine Ehre, Deine Freiheit, Dein Leben stehen auf dem Spiele ... unten harrt meine Gondel ... in einer halben Stunde kannst Du in Mestre, vor Tagesanbruch in Padua sein ... fliehe, fliehe!

— Farewell, Venezia, leb' wohl, mein treuer Shelley.

— Möge Dein Schutzgeist seine schirmenden Flügel über Dich ausbreiten und Dich ungefährdet über die Grenze bringen. In Ferrara wirst Du Deine Koffer und einen Brief von mir finden, der Dir sagen wird, wohin Du Dich von dortaus wenden sollst. Gott mit Dir, Mylord, rief Sir Percy und drängte den angstgelähmten Freund zur Thür hinaus und in die unten harrende Gondel hinein.

Fünf Minuten später war sie verschwunden.

VI.

Um sechs Uhr Morgens langte Lord Byron in Padua an, nahm hier Extrapost und fuhr ohne Aufenthalt über Ragusa nach Ferrara, wo er am Nachmittag des folgenden Tages ankam. Er eilte auf die Post, um zu fragen, ob ein Brief für ihn angekommen sei.

— Ja, sagte der Postbeamtete und reichte ihm ein unfrankirtes Schreiben aus Venedig.

Mit unbeschreiblicher Hast erbrach er das Siegel und las:

Dieser Brief, my dear, ist zwölf Stunden vor Deiner Flucht aus Venedig abgegangen, um vor Dir in Ferrara einzutreffen. In größter Eile habe ich Dir die Mittheilung zu machen, daß Du wegen des bewußten Lockenraubes jetzt ganz außer Sorgen sein darfst, da Thomas Medwins Brief und Lady Arabella's an mich abgeschickter Courier nichts weiter als ein von mir erfundener Scherz, eine kleine, unschuldige Revanche für die Mystification, die Du Dir mit mir erlaubt hast, gewesen ist. Wir sind

nun quitt, Herrlichkeit, und hoffentlich auch ferner eben so gute Freunde wie bisher.

Behalte auch in der Ferne lieb

Deinen

aufrichtigen Verehrer

Shelley, genannt der „Gottesleugner."

P. S. Willst Du nach Venedig zurückkehren oder soll ich Deine Koffer nach Frankreich schicken?

Byron, Anfangs empört über diesen grausamen Spaß, wollte sich augenblicklich hinsetzen und dem Pseudo-Medwin einen alle Regeln der Höflichkeit über Bord werfenden Brief schreiben; sein hungriger Magen aber ermahnte ihn, zuvor ein Frühstück einzunehmen.

Als das saftige Beafsteeck mit den frischen Eiern vor ihm stand, besänftigte sich sein Zorn; er lächelte und sprach:

— Genau betrachtet kann ichs meinem Freunde Shelley nicht verdenken, daß er sich an mir gerächt hat, und darum wäre es thöricht von mir, wenn ich ihm deßhalb zürnen sollte, um so mehr, da er mir einer meiner liebsten Freunde ist.

Nachdem Byron sein Frühstück verspeist hatte, schrieb er seinem Landsmann:

Du hast Dich glänzend gerächt. Sei so gut und schicke mir einen meiner Koffer nach Ravenna; einmal auf der Reise, eile ich dorthin, um meine schöne Gräfin zu besuchen. Zu Anfang des Winters kehre ich nach Venedig zurück und werde mich freuen, wenn ich Dich dort noch antreffe.

Grüße Margarita und sage ihr in meinem Namen, daß sie nicht länger die Spröde spielen und Dich endlich erhören soll.

Bleibe gut

Deinem

Dir treu ergebenen Freunde

Byron.

Rosalba.

I.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts blühte in Venedig eine hochgefeierte Pastellmalerin. Sie war die uneheliche Tochter eines vornehmen Abenteurers und eines armen Fischermädchens aus Chioggia, das, seinen Fall mit dem Leben bezahlend, im Jahre 1675, drei Tage nach der Entbindung, gestorben war. Der Verführer der Mutter hatte das Kind nach dem Findelhause bringen lassen, wo es, wegen der blendenden Weiße seiner Haut „Rosa alba" getauft worden war.

Dreizehn Jahre später, nachdem dieses Findelkind zu einer der schönsten Jungfrauen Venedigs herangeblüht war, hatte sich ein Vertrauter ihres Vaters, Signor Filippo Carriera, ihrer angenommen und, weil sie frühzeitig Anlagen zur Malerei

gezeigt, sie der Pflege und dem Unterricht des Pastellmalers Giovanni Antonio Lazzari anvertraut.

Unter der Aufsicht dieses wackern Meisters hatte sich Rosalbens Talent in wenigen Jahren so rasch und mächtig entwickelt, daß die Schülerin bald den Lehrer übertraf. Als Jungfrau von zwanzig Jahren — Rosalba hatte aus Dankbarkeit den Familiennamen ihres Beschützers angenommen — stand sie im Rufe der ersten Pastellmalerin Italiens. Signora Carriera erhob das Pastell zu solcher Vollendung, daß man ihren Bildern die Kraft und Wärme, das Leben und die Frische der Oelgemälde zugestehen mußte. Fünf Jahre später hatte die Künstlerin einen so großen Ruhm erlangt, daß ganz Europa sich um ihre Bilder riß. In Allen bewunderte man die Reinheit und Weichheit der Farbengebung, die Wahrheit und den Adel der Zeichnung. Ihre Madonnen und andere Heiligenbilder vereinigten Anmuth und Majestät, die Eigenschaften Murillo's und Raphael's. Ihre Portraits zeichneten sich überdies durch die treueste und vollkommenste Aehnlichkeit aus. Die Zartheit der Nuancen, die Wahrheit des Ausdrucks waren wahrhaft bewundernswerth.

Aber nicht blos durch die Macht ihres Talents, auch durch den Zauber ihrer Schönheit hatte Rosalba ganz Venedig zu lauter Bewunderung hingerissen. Melchiori zählt sie in seinen handschriftlichen Lebensbeschreibungen der venezianischen Maler jenen Frauen bei, denen die Zeitgenossen den Titel einer „vierten Grazie" und „zehnten Muse" beigelegt hatten, um dadurch die zwiefache Aureole ihrer gefeierten Persönlichkeit zu bezeichnen *). Signora Carriera war in der That eine der reizendsten Frauen Venedigs. Auf ihrer Stirne ruhte die Majestät der „Madonna de la Seggiola" **), gemildert durch die Anmuth der Murillo'schen „Maria mit dem Christusbilde" ***). Aus der Nacht ihrer Augen, be-

---

*) Diesen schmeichelhaften Beinamen hat Italien den Dichterinnen Lucia Avogadro, Lucia Bertani, Maria Luigia Cicci, Camilla Fenaroli und der Improvisatrice Fortunata Sulgher, Frankreich seiner Pernette de Guillet, Claudine Colletet, Antoinette Deshoulières und der Anna de la Vigne, England der Catharina Philipps und der Anna Killigrew, Holland seiner Anna Maria Schurmann gegeben.

**) Eines der berühmtesten Bilder Raphaels in der Pitti-Gallerie zu Florenz.

***) Das 62ste Bild in derselben Gallerie.

schattet von langen Wimpern, die sich gleich Pfeilen auf das lichte Weiß ihrer Wangen lagerten, leuchtete ein Feuer, in dem sich Sonnenglanz und Mondlicht zu vereinen schien. Ihr Mund war eine unwiderstehliche Aufforderung zum Kusse, ihre Brust schön wie die jener Cleopatra, durch die sich Guido Reni im Palazzo Pitti verewigt hat*). Auf dem weißen Sammet ihres üppigen Nackens brannte, fast in der Mitte, ein kleines schwarzes Maal, das Jeder, der es sah, einem Veilchen gleich hätte abpflücken und ins Knopfloch seines Rockes stecken mögen. Dieses Maal übte einen geheimnißvollen Zauber, einen unbeschreiblichen Reiz aus. Ihre Gestalt war groß, schlank und imposant: ihr voller Arm, ihre schöngeformte Hand, ihr reizender Fuß würdig, einem Michel-

*) Das 176ste Bild im Saturnussaale. Cleopatra hält eine Natter in der Hand. Man erzählte mir in Florenz, daß ein englischer Tourist, während seines viermonatlichen Aufenthalts daselbst, tagtäglich zwei Stunden vor diesem Bilde gestanden, deren Busen bewundert und das Loos dieser Natter beneidet, durch die sich die Tochter des Ptolomäus Auletes vergiftet haben soll. Mir scheint die Natter ein personificirter Gewissensbiß zu sein, denn Cleopatra, eben so reizend als liederlich, hatte wohl Manches sich vorzuwerfen.

Angelo als Modell zu dienen. So war Rosalba Carriera, deren Schönheit mehr als einen Dichter Venedigs zu Ottave rime und Sonetten begeisterte. Der eine dieser überschwenglichen Poeten verglich sie mit Judith und sich selber mit Holophernes, der durch sie seinen Kopf verloren hat; ein Anderer sah in ihr eine neue Laura und in sich einen neuen Petrarca, der an der Quelle von Vaucluse vierzehnzeilige Thränen vergießt. Alles huldigte dem Reize ihrer Schönheit.

II.

Jener Dichter, welcher Rosalba mit Judith verglichen, hatte die Künstlerin dadurch zu einem neuen Bilde angeregt, auf welchem eben diese Judith ihrem Holophernes mit seinem eigenen Schwerte den Kopf vom Rumpfe trennt.

Diese Judith ist ein reizender Stoff, den schon mehr als ein Dichter ausgebeutet hat. Die deutsche Literatur besitzt ein Singspiel dieses Namens von

Martin Opitz, ein Schauspiel „Judith" von H. von Itzenloe (Zürich 1809) und ein Drama „Judith und Holophernes" von einem Ungenannten (Zerbst 1817). Schon 1510 hatte der Franzose Ledevin ein Trauerspiel gleichen Namens geschrieben; ihm folgte Boyer, dessen Tragödie 1695 erschien; im Jahre 1726 ließ Poney de Neuville seine „Judith" in Saint-Cyr aufführen. 1747 erschien eine fünfactige „Judith" zu Genf und 1763 zu Dijon. Auch Italien hat zwei Trauerspiele dieses Namens von Federigo de la Valle (1627) und von Girolamo Gigli (1693), eine Komödie von Cesare Sacchetti (1575) und vier Oratorien von Filippo Tomassini (1701), von Giacomo Buonacorsi (1706), von Benedetto Marcello (1710) und von Giuseppe Orlandini (1793) aufzuweisen.

Auch die Malerkunst hat sich dieses Stoffes bemächtigt und schon lange vor Rosalba haben Jacopo Ligozzi *), Cristofero Allori **) und Artemisia

---

*) Ein Veroneser (1543—1627).
**) Ein Florentiner (1577—1621).

Gentileschi *) diese Judith durch die Macht ihrer Farben verherrlicht.

Rosalbens Bild machte so großes Aufsehen, daß ganz Venedig es sehen wollte.

Eines Morgens empfing Signora Carriera den Besuch eines Unbekannten, der, nach seiner Aussage, die Mühseligkeiten einer Reise von mehr als tausend Meilen überwunden hatte, um des Glückes theilhaftig zu werden, ihre Judith bewundern zu dürfen.

Der Fremde, dessen Alter sich schwer errathen ließ, hatte auf die Künstlerin einen geheimnißvollen, räthselhaften, unerklärlichen Eindruck gemacht, von dem sie sich keine Rechenschaft zu geben im Stande war. Der Unbekannte beantwortete jede ihrer Fragen nur halb und verstand es, sich in so mysteriöse Schleier zu hüllen, daß Rosalbens Neugier dadurch eben so lebhaft als peinlich aufgeregt werden mußte.

— Darf ich Sie um Ihren Namen bitten? hatte sie ihn gefragt.

---

*) Eine Pisanerin (1590—1642).

— Signora, hatte er geantwortet, es würde mir nicht schwer fallen, Ihnen hundert falsche Namen zu nennen; doch möchte ich Sie um keinen Preis der Welt belügen wollen; mein wahrer Name aber muß für Sie, wenigstens für jetzt, ein Geheimniß bleiben.

— Werde ich ihn später erfahren?

— Vielleicht, vielleicht auch nicht.

— Doch warum dies Incognito?

— Signora, auch diese Frage darf ich Ihnen nicht beantworten.

— Sie haben eine Reise von mehr als tausend Meilen gemacht, um, wie Sie zu sagen die Güte gehabt, eine meiner Arbeiten zu sehen. Aus welchem Lande kommen Sie?

— Aus einem Lande, das Ihnen nur dem Namen nach bekannt sein wird.

— Und dieser Name?

— Muß leider, fügte er mit schwerem Seufzer hinzu, gleichfalls ein Geheimniß für Sie bleiben ...

— Sie sprechen unsere Sprache so rein und fließend, daß ich in Versuchung komme, Sie für einen Italiener zu halten.

— Leider habe ich nicht die Ehre, Ihr Landsmann zu sein.

— Sie sind ein Franzose?

— Eben so wenig als ein Italiener!

— Und doch ist unsere Sprache Ihnen so geläufig wie mir.

— Signora, erwiderte der Fremde mit sichtbarer Schüchternheit, ich spreche alle Sprachen bis auf eine ...

— Und diese Eine?

— Darf ich Ihnen nicht nennen.

— Signor, Sie scheinen die Caprice zu haben, sich in dichte dunkel Schleier zu hüllen, vielleicht blos darum, um mich neugierig zu machen.

— Signora, das ist keineswegs meine Absicht; der einzige Wunsch, der mich von so weiter Ferne in Ihre holde Nähe trieb, ist die Sehnsucht, Ihre Judith zu sehen. Signora, wollen Sie nicht so gütig sein, einem der glühendsten Verehrer der göttlichen Malerkunst Ihr Bild zu zeigen?

— Mit tausend Freuden bin ich bereit, es Ihrem Urtheile zu unterwerfen.

Rosalba führte ihn in ihr Atelier.

Dort angekommen, zog sie von dem Bilde den grünen Vorhang weg und bat — bescheiden wie sie war — um Nachsicht.

— Welch ein Bild! rief der Unbekannte. In meinem ganzen Leben habe ich kein schöneres Weib als diese Judith gesehen.

Rosalba schlug erröthend die Augen nieder, denn gleichwie jener Allori in der Judith seine Geliebte Mazzafira und in seinem Holofernes sich selbst gemalt, so hatte auch Signora Carriera in den beiden Figuren jenen Dichter und sich selbst sprechend ähnlich portraitirt.

— Welch' überraschende Wahrheit, welch' frappante Aehnlichkeit! fügte er mit unverkennbarer Extase hinzu und ließ seine großen, brennendschwarzen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Schmerz und Wonne auf dem schönen Busen des Bildes ruhen, dessen Colorit von solcher Wärme durchströmt war, daß jeder Zug, jede Nuance zu leben, zu athmen, zu pulsiren schien.

Seine Bewunderung machte sie noch verlegener.

— Signora, fragte der Fremde, wie lange haben Sie an diesem Meisterwerke gearbeitet?

— Kaum einen Monat ...

— Und der Preis dieses Bildes? setzte er rasch hinzu.

— Ich habe noch nie daran gedacht, es zu verkaufen ...

— Sie wollen es für sich behalten?

— Um an diesem Bilde zu sehen, wie man von Jahr zu Jahr sich verändert.

— Signora, rief der Unbekannte, sich auf ein Knie niederlassend, ich bitte und beschwöre Sie, mir dieses Bild abzulassen. Verlangen Sie den höchsten Preis ... ich gewähre ihn im Voraus ...

— Stehen Sie auf, mein Herr!

— Nicht eher, bis Sie meine Bitte mir gewähren ...

— Ihre Extase, Signor, ist eben so schmeichelhaft als rührend. Ein Mann, der die Gabe besitzt, so warm zu bitten, als Sie, mein Herr, wird wohl jeden seiner Wünsche in Erfüllung gehen sehen ...

— Signora, Sie wollen also ...

— Ihren Wunsch erfüllen, jedoch nur dann, wenn Sie mir sagen, wer Sie sind.

— Weh mir! rief der Unbekannte und bedeckte sein Gesicht.

— Welch finsteres Geheimniß legt Ihnen den Zwang auf, mir Ihren Namen verschweigen zu müssen?

— Es ist ein Gelübde, das mich zwingt, hier in Venedig unter falschem Namen aufzutreten ...

— O so sagen Sie mir wenigstens den falschen Namen ...

— Nennen Sie mich Marchese Teo, Conte Santangelo, Duca de' Medici oder kurz und einfach Ricciardo, ganz wie Sie wollen.

— Signor, ich begreife Sie nicht!

— Trösten Sie sich damit, daß Sie nicht die Einzige sind. Ich bin ein armer Mann, den die ganze Welt nicht begreift ...

— Sie scheinen vielen Kummer zu haben?

— Mehr als hundert Andere ertragen können ...

— Ich bedauere Sie, mein Herr.

— Das gewährt mir Trost, Signora. Doch um wieder auf Ihr Bild zurückzukommen ... der Preis desselben?

— Ich schenke es Ihnen, sagte die Künstlerin, die sich vom Grame des Unbekannten hatte weich stimmen lassen.

— Signora, sagte der Fremde mit einem Stolze, der nur dem Spanier eigen ist, ich bin kein Bettler.

— Ein Geschenk ist kein Almosen ...

— Und dennoch kann ich weder das Eine, noch das Andere von Ihnen annehmen ...

— Dann behalte ich mein Bild.

— Haben Sie Mitleid, Signora! bat er mit jenem unbeschreiblichen Ausdruck, der seinem ganzen Wesen eine unbesiegbare Gewalt verlieh.

— Wohlan, bezahlen Sie mir dafür, was und so wenig Sie wollen.

— Das nehme ich an, rief der Fremde hoch entzückt. Und wann darf ich das Bild abholen lassen?

— Es steht Ihnen jeden Augenblick zu Diensten.

— Ich eile nach Hause, um Ihnen noch heute einen kleinen Theil meiner großen Schuld abzutragen, sagte der geheimnißvolle Mann, warf noch einen

sengendheißen Blick auf ihr Portrait, unterdrückte einen Seufzer und ging.

Rosalba aber versank in tiefes Nachdenken.

III.

Wer ist dieser räthselhafte, geheimnißvolle Mann? Diese Frage war seit jenem Augenblick Axe und Brennpunkt ihrer Gedanken. Rosalba mußte sich gestehen, daß dieser Unbekannte ein namenloses Etwas besaß, das sie mit magischer Gewalt anzog. Sie, die ihr jungfräuliches Herz bis zu dieser Stunde vor jedem Eindruck der Liebe bewahrt hatte, fühlte jetzt in der tiefsten Tiefe ihrer Seele eine Regung, die sie beunruhigte. Ueberall, wohin sie ihr Auge wandte, erblickte sie das Bild des Fremden: es hing an allen Wänden ihres Ateliers, es schaute zu allen Fenstern, es guckte durch alle Schlüssellöcher hinein. Der Unbekannte, obgleich nicht mehr jung, erschien ihr glühender als mancher Jüngling. Im Tone seiner Stimme lag ein unheimlicher Zauber, der sie zittern

machte, weil sie fühlte, daß sie diesem Zauber früher oder später unterliegen werde.

Sie ergriff die Palette, setzte sich an die Staffelei und versuchte ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben; immer aber kehrten sie zu jenem Fremden zurück, der so lebhaft vor ihr stand, daß sie — ohne es zu wissen — die Contouren seines Bildes malte. Erschreckt warf sie den Pinsel weg, als sie, wie aus einem Traume erwachend, die Umrisse seines Portraits vor sich sah.

— Dieser Unbekannte, rief sie aus, muß eine überirdische Gewalt besitzen, die alle meine Sinne berückt und mein ganzes Sein behert. Noch keiner von allen Männern hat solchen Eindruck auf mich gemacht. Aus seinen Augen loderte eine Glut, die mich zu versengen schien; jeder seiner Blicke brannte auf mir wie ein Tropfen glühenden Oeles. Und dennoch regte sich in mir ein Gefühl, das mich mit nie geahnter Wonne durchschauerte. Ja selbst sein Bild, das ich unbewußt entworfen habe, sieht mich mit Augen an, die all' mein Blut in Aufregung bringen, und je länger ich diese Züge betrachte, desto heißer brennt meine Stirn, desto glühender

kreist und kocht mein Blut. Mir ist, als müßte ich mich hinabstürzen in die geheimnißvolle Tiefe dieser Augen, in welchen zwei Salamander glühende Pfeile abdrücken, die mein Herz verwunden, meinen Geist vergiften und mir einen Taumel einimpfen, den ich nicht bemeistern kann. Verschlingen möchte ich diese Züge, die gleich Sirenen mich — ich fühl' es — in den Strudel der Verführung, in den Schoos der Sünde hinabziehen. Himmel, wer ist dieser räthselhafte Mann?

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür, durch die ein Mohr in scharlachrother Livree eintrat, der, sich auf ein Knie niederlassend, der Künstlerin auf weißem Atlaskissen ein Ebenholzkästchen mit goldenem Schlüssel überreichte.

— Von wem? fragte Rosalba überrascht.

— Vom Marchese Teo, meinem gnädigen Herrn.

Signora Carriera öffnete das Kästchen und fand im Innern einen Diamantenschmuck, dessen Glanz dem Glitzern eines von den Strahlen der Sonne beschienenen Eisgletschers zu vergleichen war. Neben diesem Geschenke lag ein kleines Blatt, auf dem der Geber um die Erlaubniß bat, sie noch einmal

besuchen zu dürfen, um ihr vor seiner Abreise ein Lebewohl für immer zu sagen.

— Euer Gebieter will Venedig verlassen?

— Morgen früh! erwiderte der Mohr.

— Sagt Euerm Herrn, daß ich ihn noch heute zu sprechen wünsche.

Der Diener verbeugte sich schweigend und ging.

Rosalba betrachtete noch einmal den Schmuck und gestand sich, daß sie noch niemals Edelsteine dieser Größe, Diamanten und Juwelen dieser Schönheit, dieses Werthes gesehen habe.

— Marchese Teo muß ein reicher Nabob oder der Groß-Mogul selber sein. Aber mehr als sein Geschenk beschäftigt mich sein Bild, das beständig mir vor Augen steht. Interessirt mich dieser Fremde vielleicht nur darum, weil er sich in mystische Schleier hüllt, die meine Neugier reizen? Ach, sie ist's nicht allein, die mich mit zauberischer Macht antreibt, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften. Ein Gefühl, das ich nicht zu nennen wage, bestürmt mich mit einer Gewalt, die mich mit sich fortreißt... Gott weiß, wohin? fügte die Künstlerin mit ahnungsvoller Unruhe hinzu.

Dann betrachtete sie noch einmal die Handschrift des Fremden, durchflog noch einmal den Inhalt dieser Zeilen und preßte sie an die frischen Rosen ihres Mundes.

— Ich bin behext, rief sie aus und fing bitter zu weinen an.

IV.

— Warum weint Ihr, Signora? fragte Clelia, die Vertraute der Künstlerin, die eben eintrat.

— Hast Du noch nie von jenen Matrosen gehört, die bei wolkenlosem Himmel die Nähe eines großen Sturmes, Schiffbruch und Untergang voraussehen?

— Was beunruhigt Euch?

— Eine Ahnung, die wie ein böser Alp auf meinem Herzen lastet und mich zu erdrücken droht.

— Ihr seht Gespenster, Signora, wo keine sind. Faßt Muth und erzählt mir, was Euch ängstigt.

— Vor zwei Stunden erhielt ich den Besuch

eines Unbekannten, den — meine Ahnung sagt es mir — ein böser Geist in meine Nähe trieb.

— Was wollte er von Euch?

— Mein Bild!

— Und Ihr gabt es ihm?

— Weil er mich mit einer Gluth bestürmte, der ich nicht widerstehen konnte. Vor einer Viertelstunde schickte er mir dafür diesen Schmuck, sagte Rosalba und öffnete das Kästchen.

— Heilige Mutter Gottes! schrie Clelia.

— Was ist Dir? fragte die Künstlerin tief erschreckt.

— Der Glanz der Steine hat mich dergestalt geblendet, daß ich unwillkührlich die Augen schließen mußte, weil das Farbensprühen dieser Diamanten mir weh gethan hat.

— So ging's auch mir und dennoch bezwang ich den Schmerz und ließ mein Auge mit ganz eigenthümlichem Gefühle auf diesem Geschmeide ruhen.

— Ich verstehe mich auf Diamanten und bin fest überzeugt, daß dieser Schmuck einen Werth von zwanzigtausend Scudi hat. Wie reich muß jener Fremde sein, der Euch ein so kostbares Geschenk zu

Füßen legen kann. Wißt Ihr, Signora, wer und was er ist?

— Nein, Clelia, und das eben beunruhigt mich. Auf mein wiederholtes Bitten, mir seinen Namen zu sagen, gab er mir eine unbestimmte Antwort. Nennen Sie mich, sagte er, Marchese Teo, Conte Santangelo, Duca de' Medici oder kurz und einfach Ricciardo.

— Ich an Eurer Stelle würde ihn beim letzten Namen nennen und seine Huldigungen nicht zurückweisen, denn nicht jeder unserer Herren Cavaliere ist so reich und galant als Euer Ricciardo.

— Dein Leichtsinn, Clelia, kränkt mich.

— Und doch meine ich's so gut mit Euch! Ihr steht allein, ohne Schutz, in der Welt. Euer einziges Vermögen ist Pinsel und Palette. Euere Bilder werden jetzt sehr gesucht; wer aber steht Euch dafür, ob dies immer so bleiben wird? Bedenkt, Signora, wie bald andere Zeiten kommen und andere Talente auftauchen, die Euch — schneller als Ihr's ahnt — aus der Menge Gunst verdrängen können. Steigen und Fallen ist das Loos jedes Künstlers. Heute gefeiert und angebetet, morgen

gestürzt und vergessen, das ist das Schicksal jedes Talents, dessen Erfolg von der wandelbaren Laune der großen Masse, von der Gunst des blinden Haufens abhängt. Signora Carriera geht, wie jede Künstlerin, wenn sie altert, einer traurigen Zukunft entgegen, und nur darum hat Euere treue Dienerin es gewagt, Euch den wohlgemeinten Rath zu geben, den Seufzern jenes reichen Fremden ein nachsichtiges Ohr zu leihen.

— Schweig, rief die Künstlerin, deren jungfräulicher Stolz sich verletzt hielt.

Clelia aber ließ sich nicht einschüchtern.

— Soll ich Euch, fuhr sie fort, an Talente erinnern, die, noch weit größer als das Euere, im größten Elend umgekommen sind? Denkt an Artemisia Gentileschi, die, von Gram und Sorge, von Kummer und Noth aufgerieben, im Hospital zu Pisa in den Fesseln des Wahnsinns geendet hat; denkt an Veronica Franchi, die, in der Blüthe ihrer Jahre blind geworden, als Bettlerin im Armenhause gestorben ist.

— Ach, Clelia, eine böse Ahnung sagt mir, daß auch ich nicht glücklich enden werde.

— Um so mehr gebietet mir meine Dienerpflicht, Euch zu rathen, in der Jugend voller Blüthe an die Hilflosigkeit des Alters zu denken und jenen geheimnißvollen Cavalier, dessen Reichthum Euch eine heitere Zukunft schaffen kann, nicht aus jungfräulichem Stolz oder künstlerischem Hochmuth zurückzuweisen.

— Geh, Clelia, geh!

— Ich gehorche, Signora, doch wage ich's, Euch noch einen dritten Namen in's Gedächtniß zu rufen. Denkt an eine der berühmtesten Malerinnen Bologna's, denkt an Elisabetha Sirani, die in Euerm Alter auf dem Gipfel des Ruhmes vergiftet wurde von blassem Neide, der sich durch ihr Tadel verdunkelt sah. Auch Ihr habt Neider, auch Ihr habt Feinde, die Euern Ruhm Euch mißgönnen und Alles wagen, ihn und Euch zu untergraben. Ihr habt errungen, was zu erringen war. Entsagt Eurer Kunst und weiset nicht die Huldigung eines Mannes zurück, der auf den Altar Eurer Reize so kostbare Opfergaben niederlegt, als jenen Schmuck.

— Verlasse mich! sagte Rosalba entrüstet.

Clelia verbeugte sich und ging. Signora Carriera nahm die Harfe und sang, um sich aufzuheitern, eine Stanze aus Tasso's befreitem Jerusalem. Aber mitten im Gesange platzte eine Saite. Dunklen Ahnungen preisgegeben, erbebte Rosalba und wurde leichenblaß.

— Eine böse Vorbedeutung! rief sie aus und versank in dumpfes Hinbrüten.

V.

Gleich darauf wurde der Fremde angemeldet.

— Verzeihen Sie, Signora, sagte er, wenn meine Sehnsucht, das Bild mit dem Originale zu vergleichen, mich so schnell in Ihre zauberhafte Nähe zurücktreibt. Signora, es drängt mich, Ihnen zu sagen, daß ich die ganze Welt, doch nirgends einen Engel Ihrer Art gesehen.

— Cavaliere, Sie beschämen mich...

— Beschämt man die Rose, wenn man sie „Königin der Blumen" heißt. Sie, holde Herrin,

sind die Rose Ihres Geschlechts, und Jeder, der Sie im Frühlingsglanze Ihrer feenhaften Reize sieht, muß sich wonnebebend sagen: „Du hast nie Schöneres gesehen."

— Signor, rief Rosalba mit glühender Begeisterung, Sie sind Poet.

— Sie irren, Signora, ich bin nichts weiter als ein armer, maaßlos unglücklicher Mann.

— Signor, fassen Sie Vertrauen zu mir, nennen Sie mir den Grund Ihres Unglücks.

— Sie sinds, sagte der Fremde tief betrübt.

— Himmel, was hab' ich verbrochen?

— Vor zehn Tagen, als ich vom glücklichen Arabien nach Persiens Hauptstadt kam, um einen meiner alten Freunde, den erlauchten Schah Hussein, zu besuchen, erschien mir im Schlosse zu Ispahan in meines Lebens schönster Nacht Ihr Bild in einem Traume, den ich nie vergessen werde. Ich sah Sie vor mir in der Fülle Ihrer engelholden Reize, so lebhaft wie jetzt, und verließ noch in derselben Nacht den Hof, um zu den Füßen meines Traumbildes hinzueilen.

— Cavaliere, Sie erzählen mir ein Märchen aus dem „Papageienbuch" *).

— Es klingt fast wie ein Märchen und dennoch ist es keins.

— Hatten Sie schon früher mich irgendwo gesehen?

Der Fremde besann sich einen Augenblick, dann antwortete er:

— Nein!

— Wie war's dann möglich, daß Sie den Namen Ihres Traumbilds wußten?

— Ich fragte meinen Stern ... er sagte mir Alles!

— Und welcher Stern war's, der Ihnen so richtige Auskunft gab?

— Sie errathen seinen Namen nicht? Signora, es war mein Glücksstern!

— O fände doch auch ich einen Stern, der mir Auskunft geben möchte über Sie!

— Ich bitte und beschwöre Sie, nicht nachzu-

*) Tutinameh, eine persische Märchensammlung, deutsch herausgegeben von Kosegarten, Stuttgart 1829.

forschen, wer ich sei; es genüge Ihrem Mitleid zu wissen, daß ich der unglücklichste Mensch auf Gottes weiter Erde bin.

— Und warum sind Sie unglücklich?

— Weil ich Sie seit jenem Traume mit der Seele meiner Seele liebe.

— Und ists ein Unglück, mich zu lieben?

— O fragen Sie nicht mehr; hören Sie mich an. Um mich vom Wahnsinn meiner Liebe zu heilen, giebt es ein Mittel nur ...

— Und dies eine Mittel?

— Heißt: Erhörung!

— Signor! rief Rosalba sich erhebend.

— Ich weiß, daß ich darum vergebens flehe; das eben macht mich unglücklich. Ach, Signora, wenn noch ein Funke von Theilnahme für fremdes Leid in Ihrem Herzen glimmt, dann erbarmen Sie sich meines Wahnsinns! Haben Sie Mitleid mit einem Manne, der, kaum seiner Sinne mächtig, von der Gluth seiner Leidenschaft verzehrt wird.

— Wenn Ihre Liebe zu mir wirklich so heiß ist, wie kommts, daß Sie morgen schon wieder abreisen wollen?

— Eine Lebensfrage ruft mich nach China, an den Hof von Peking …

— Was wollen Sie dort?

— Den Bruder der Sonne, den Kaiser von China, meinen erlauchten Schüler vom Tode retten …

— Sie sind also Arzt?

— O nein!

— Himmel, was sind Sie denn?

— Ich bin der glühendste Anbeter Ihrer Schönheit …

— Und doch wollen Sie nach China …

— Ein Wort von Ihnen und ich bleibe!

— Bleiben Sie, Cavaliere, bleiben Sie! bat Rosalba, die sich mehr und mehr zu ihm hingezogen fühlte.

— O wie glücklich macht mich der Befehl, da zu bleiben, wo ich so gern verweile …

In demselben Augenblick meldete der Diener der Signora den Abbate Corradori.

— Ich heiße ihn willkommen.

— Erlauben Sie, daß ich mich entferne …

— Wann seh' ich Sie wieder?

— Ich werde Sie mit Ihrer Erlaubniß nun täglich besuchen, sagte der Unbekannte und empfahl sich.

VI.

Der Abbé Daniele Corradori war ein grundgescheuter Jesuit, der sich mit allerhand närrischem Zeuge, mit Alchemie, Astrologie, Angelographie, Dämonologie, Chiromantie, Geomantie, Hydromantie, Metoposkopie, natürlicher und übernatürlicher Magie, Nekromantie, Thaumaturgie, mit Kabbala und vielen andern Fächern geheimer Philosophie beschäftigte, wie jener gelehrte Narr Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, der — gestorben 1535 im Gefängniß zu Grenoble — der Nachwelt über all' jenen Unsinn ein höchst geheimnißvolles Werk unter dem Titel „de occulta philosophia" hinterließ *). — Aus diesem Borne mystischer Weltweisheit hatte

*) Die erste Auflage dieses Werkes erschien im Jahre 1531 zu Antwerpen.

Corradori die erste Nahrung zu seiner Lieblings-wissenschaft geschöpft und sich darin dergestalt umgesehen, daß er — in seiner Einbildung — mit allen Geistern der vier Elemente, mit den Salamandern, Nixen, Sylphen und Gnomen oder all' jenen überirdischen Wesen, die in Feuer, Wasser, Luft und Erde hausen, auf so vertrautem Fuße stand, daß es nur eines Winkes von ihm bedurfte, um jeden dieser ihm dienstbaren Geister aus der tiefsten Tiefe ihrer Elemente auf die Oberwelt zu citiren. Gleich seinem erhabenen Vorbilde Agrippa führte er überall einen schwarzen Hund mit sich herum *), den er, zu Ehren jenes großen Goldmachers Philippus Aureolus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim, kurzweg „Paracelsus" hieß. Dieser Hund, der seines Zeichens ein Pudel war, trug ein Halsband von rothen Glasperlen und am Ende des Schweifes einen großen, feuersprühenden Edelstein, der seinem Herrn Nachts als Laterne voranging. Besagter Pudel —

---

*) Agrippa von Nettesheim hatte zwei Hunde, die er für verkleidete Teufel ausgab und von denen der Eine auf den Namen „Monsieur," der Andere, weiblichen Geschlechts, auf den Ruf „Mademoiselle" zu gehorchen so artig war.

merkwürdig gut dressirt — hatte bei allen schönen Eigenschaften nur eine üble Angewohnheit, die nämlich: Jeden, der ihm nicht gefiel, für einen Eckstein anzusehen. Wie der Hund, so der Herr. Auch der Abbé war ein gut dressirter Jesuit, ein schlauer Fuchs, der, nach seiner eigenen Aussage, selbst durch solche Bretter sah, die kein Loch hatten. Seit Kurzem beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Mekaschefa.

— Willkommen, lieber Freund, sagte Rosalba, dem Abbate die Hand reichend.

— Ich grüße voll Ehrfurcht die Muse der Malerei, sagte Corradori, die schöne Hand der Künstlerin mit halbgeschlossenen Augen an seine blaßblauen, feingeschnittenen Lippen ziehend.

— Sie haben sich schon lange nicht bei uns sehen lassen. Gewiß haben dringende Arbeiten Sie zurückgehalten ...

— Seit sechs Wochen habe ich mich ganz und gar ins Studium der Mekaschefa vertieft.

— Mekaschefa? Ich höre dies geheimnißvolle Wort heute zum ersten Male. Ist's erlaubt, zu fragen, was dieses Wort bedeutet?

— Mekaschefa heißt im Arabischen die Zaubergabe, die Gedanken eines Andern zu errathen.

— Schmeicheln Sie sich, Abbé, diese Gabe zu besitzen?

— Allerdings, erwiderte der Jesuit mit großer Ruhe.

— Nun dann erlauben Sie wohl, daß ich Ihre Kunst sogleich auf die Probe stelle. Was denke ich jetzt?

— Sie denken sich: Abbé Corradori ist ein Narr, der sich einbildet, mehr zu wissen, als jeder Andere.

— Errathen, lieber Freund, errathen! Doch denke ich noch weit mehr . . .

— Sie denken jetzt lebhafter als je an die Zukunft, die Sie mit gerechter Besorgniß erfüllt.

— Was sagen Sie?

— Ich habe im Buche des Schicksals gelesen, daß Ihnen in spätern Jahren ein großes Leid bevorsteht. Paracelsus, rief er zu seinem Hund gewendet, irrt sich Dein Herr?

— Au, au! bellte der Pudel, mit dem prophetischen Schweife wedelnd.

— Das heißt, in die menschliche Sprache übersetzt, nein, nein!

— Und können Sie mir sagen, welche Art von Leiden mir bevorsteht?

— Weit entfernt, mir die Gabe der Weissagung anzumaaßen, kann ich nur ahnen ...

— Und was ahnen Sie?

— Daß Ihr Alter nicht so glücklich als Ihre Jugend vorüberrauschen wird.

— Diese Ahnung, von der auch ich erfüllt bin, macht mich schon jetzt traurig und niedergebeugt ...

— Seyn Sie aufrichtig. Der Gedanke an die Zukunft ist nicht das Einzige, was Sie quält. Seit ganz Kurzem peinigt Sie noch ein anderes Leid.

— Ich bitte, fahren Sie fort.

— Das Leid der Liebe. Wissen Sie, Signora, was einer unserer Dichter sagt:

„Ach, die Liebe giebt uns Leben
Und das Leben giebt uns Leid,
Aber Leid und Liebe geben
Uns des Lebens Seligkeit."

Mit Einem Wort: Sie sind verliebt.

— Himmel, in wen?

— Von Rechtswegen sollten Sie das besser wissen als ich ...

— Aber da Sie die Gabe besitzen, die Gedanken Anderer zu errathen ...

— So bin ich natürlich im Stande, Ihnen auch diese Frage zu beantworten. Sie lieben jenen Mann, der Sie so eben verlassen hat.

Rosalba, außer sich, ihren geheimsten Gedanken errathen zu sehen, rief mit einem Anfluge von Bitterkeit:

— Weiser Daniel, Sie irren!

— Paracelsus, fragte der Kabbalist seinen grundgelehrten Pudel, irre ich?

— Wau, wau! bellte das vierfüßige Orakel.

— Keineswegs, erklärt mein hochgelahrter Freund. Signora, ich gebe zu, daß ich irren kann, denn irren ist menschlich, dieser Pudel aber irrt niemals.

— Dann ist er wohl mehr als ein Mensch? fragte die Künstlerin mit schlechtverhehltem Spott.

— Er ist der Mephisto des armen, wißbegierigen Doctors Faust, ein kluger Famulus von jener hohen Schule, auf der die beiden Hunde des großen

Magiers, Heinrich Cornelius Agrippa, ihre metaphysischen Studien vollendet haben. Der Eine dieser Hunde, der in seiner rührenden Bescheidenheit auf den nichtssagenden Namen „Monsieur" gehört, soll 1533 in der Academie zu Grenoble öffentlich disputirt und eine uralte Streitfrage „ob der Teufel auch bellen könne?" mit so vielem Scharfsinn vertheidigt haben, daß eine deutsche Universität ihn dafür zum Doctor der Philosophie ernannt haben soll *). Freund Paracelsus, wie spät ist es?

Der Pudel bellte eilf Mal, dann hielt er plötzlich inne und bellte noch drei Mal, aber kürzer und schwächer als das erste Mal.

— Drei Viertel auf Zwölf, sagte der Abbé, auf seine Uhr zeigend. Sie sehen, Freund Paracelsus ist seiner Sache immer sehr gewiß.

— Ist dieser grundgescheute Pudel wohl im Stande, jede Ihrer Fragen zu beantworten?

— Jede! antwortete der Jesuit, die Uhr einsteckend.

*) Auf der Universität zu Salzburg wurden noch im achtzehnten Jahrhundert zwei ähnliche Streitfragen beantwortet: 1) ob der Teufel auch Professor der Theologie werden könne und 2) ob Gott auch zu bellen vermöge wie ein Hund.

— O dann erweisen Sie mir die Freundschaft, ihn zu fragen, ob jener Mann, der mich vor wenig Augenblicken verlassen hat, ihm bekannt ist?

— Paracelsus, fragte der jesuitische Faust seinen vierbeinigen Mephisto, kennst Du jenen Fremden?

Der Pudel fing zu winseln an.

— Und was bedeutet dies? fragte Rosalba.

— Nichts Gutes, Signora. Dies Gewinsel beurkundet eine Art Idiosynkrasie oder geistiger Abneigung, die zwischen ihm und meinem Pudel herrscht.

— Ich beschwöre Sie, ihn um nähere Auskunft zu bitten ...

— Freund Paracelsus, habe die Güte, Dich deutlicher zu erklären ...

Der Pudel, unruhig hin- und herrennend, klaffte Wau hau wau, hau wau hau!

— Und das heißt? fragte die Leichtgläubige.

— Ich möchte wohl, doch darf ich nicht, verdolmetschte der schlaue Jesuit. Sie sehen, daß es Augenblicke giebt, in welchen dieser harmlos ehrliche Pudel ein ganz verschmitzter Diplomat ist.

— Wofür, Abbé, halten wohl Sie jenen Fremden?

— Ich halte ihn für sehr beneidenswerth, weil er von Tausenden der Erste ist, der sich schmeicheln darf, auf Ihren jungfräulichen Stolz einen nicht ungefährlichen Eindruck gemacht zu haben.

— Abbé, auch Pudel können irren!

— Zugestanden, doch nehme ich den Meinigen aus, der unfehlbar wie der König von England ist*).

— Ist der ein Diplomat, welcher nur das, was er nicht weiß, verschweigt?

— Paracelsus, rief er seinem vierfüßigen Diplomaten zu, man spottet Deiner. Zeige der Signora, daß Du Muth besitzest und sag' ihr, wer jener Fremde ist, der sie so auffallend interessirt.

Der Pudel streckte Vorder- und Hinterbeine aus und ließ nichts weiter als ein langgezogenes Brrrrrr vernehmen.

— Uebersetzen Sie mir das!

— Der Fremde, erklärt Paracelsus, ist ein Millionär . . .

— Und seine Heimath?

---

*) Nach dem englischen Grundsatze: „the king can do no wrong."

— Kennst Du das Vaterland dieses Unbekannten? fragte der Jesuit sein bellendes Auskunftsbureau.

— Rrr!

— Nein!

— Dann, theurer Freund, weiß Ihr Pudel nicht mehr als Sie ...

— Er ist eben so wenig allwissend, als ich, sagte Daniele Corradori, der sich dadurch beleidigt fühlte. Signora, verzeihen Sie, wenn wir — mein Pudel und ich — Sie einen Augenblick gestört haben ... Keiner von uns Beiden wird Sie ferner belästigen, sprach der Jesuit, machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Im Vorzimmer schnarchte ein fauler Diener. Der schwarze Pudel sah im Vorübergehen den weißen Strumpf des Schlafenden für einen Eckstein an. Der Jesuit, der dies gewahrte, lächelte und sprach:

— Freund Paracelsus, das schickt sich nicht! Ein Pudel Deines Gleichens muß Lebensart besitzen!

VII.

Rosalbens größter Fehler war ihr Aberglaube. Aberglaube aber ist jene traurige Thorheit, die den unbedeutendsten Dingen eine übernatürliche Wichtigkeit beilegt. Der Aberglaube ist jener geflügelte, feuerspeiende Drache, der unser Leben mit ewiger Unruhe erfüllt. Der Aberglaube erzeugt Dämonen und Gespenster, die unsere Einbildungskraft täglich auf qualvolle Foltern werfen. Umgeben von einem Schwarme selbsterfundener Ungeheuer zeigt er uns auf der einen Seite die Hölle mit allen ihren Schrecknissen, auf der andern den Weg zum Himmel, der sich durch Amulete, Talismane, Rosenkränze u. s. w. erkaufen läßt. Denen, die ihm folgen, verspricht er mittelst Wünschelruthen verborgene Schätze entdecken zu helfen, den Stein der Weisen zu finden und den Schleier der Zukunft zu lüften. Der Aberglaube ist die blutige Quelle, aus welcher der Fatalismus, die Ketzereien, die Menschenopfer, die Auto-da-fés und die größte Geißel der Menschheit, der

Menschheit, der Fanatismus, hervorgegangen sind. Schon Plutarch hat erklärt, daß der Aberglaube ein weit größeres Uebel als der Unglaube ist. Ein deutscher Gelehrter hat über jenen ein Buch von drei Bänden geschrieben *) und sein Thema noch lange nicht erschöpft.

Wer ist im Stande, all jenen Unsinn aufzuzählen, der uns vom Aberglauben aufgeschwatzt wird? Der Eine ist unglücklich, wenn ein Bild von der Wand herabfällt; der Andere ängstigt sich zu Tode, wenn er der Dreizehnte bei der Tafel ist. Der Eine erschrickt, wenn er drei Lichter brennen sieht; der Andere entsetzt sich vor gekreuzten Messern. Ein zerbrochener Spiegel, ein umgestoßenes Salzfaß, ein umgekehrtes Brodt verkündet ihnen Unglück. Eine Frau zieht sich die Hosen ihres Mannes an, um schmerzlos entbunden zu werden; eine Andere fürchtet sich vor Hemden, die an Freitagen genäht worden sind, weil diese Hemden das Unglück haben sollen, jene Geschöpfe anzuziehen, welche einer unserer Schöngeister

*) Fischer's „Buch vom Aberglauben," Leipzig 1791—94. 3 Bde. 8.

die „Nero's der Unterröcke" getauft hat. Man kann sich wie ein Schwamm volltrinken, ohne je berauscht zu werden, wenn man vor dem Trinken ganz leise den unbezahlbaren Vers deklamirt:

„Jupiter his alta sonuit clementer ab Ida."

und muß in allen Spielen gewinnen, wenn man auf jungfräuliches Pergament die kabbalistische Formel:

† Aba † aluy † abafroy † agera † procha

mit dem Blute einer jungfräulichen Taube und der jüngsten Feder eines weißen Rabens hinschreibt und diese Formel beständig bei sich trägt.

Wie Recht hat der weiseste aller Fabeldichter, wenn er sagt:

„L'homme est de glace aux vérités,
Il est de feu pour le mensonge" *).

Rosalbens Aberglaube glaubte selbst das Unglaublichste. So glaubte sie unter Anderm auch an gewisse Träume. Wenn sie von Leichen träumte, so deutete dies auf nahe Hochzeit, und träumte sie, umgekehrt, von einer Hochzeit, so machte sie sich auf ein großes Unglück gefaßt.

---

*) La Fontaine, Livre IX., Fable 6.

Nachts vorher hatte sie sich als Braut mit weißen Rosen im Haare gesehen, und dieser Traum, das Erscheinen des Unbekannten und jene geheimnißvolle Abneigung, die der Pudel Paracelsus gegen ihn an den Tag gelegt, hatten ihre Einbildungskraft mit tausend Ahnungen erfüllt, die ihr keine Minute ruhiger Ueberlegung gönnten. In dieser aufgeregten Stimmung sah sie in jenem Fremden einen indischen Nabob und einen Augenblick später einen Magier aus China. Hatte er nicht den Schah von Persien seinen Freund und den Kaiser von China seinen Schüler genannt? Und hatte er nicht erklärt, nach Peking eilen zu wollen, um Letztern vom Tode zu retten?

— Ich bin meiner Sache nun gewiß! rief sie aus. Der Marchese Teo ist ein Magier!

VIII.

Jener Mann, der im Herzen der Künstlerin den ersten Funken der Liebe geweckt hatte, saß in einem

kleinen, mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Kabinet, das, obgleich draußen die Sonne schien, durch sieben Kerzen, die auf schwersilbernem Armleuchter brannten, eine unheimliche Beleuchtung erhielt. Auf der schwarzen Sammettapete prangten rechts und links zwischen vier blutrothen Kreuzen zwei weiße Todtenschädel und über jedem derselben brannte eine Ampel, die ein blaßgrünes Licht ausstrahlte. In der Mitte des Zimmers, vor einem mit allerhand chemischen Apparaten besetzten Tische, saß der Unbekannte, den Kopf in beide Hände gestützt. Er las ein uraltes Buch „de secretis mulierum“, ein Buch, das, alle Mysterien der weiblichen Natur offenbarend, von Einigen dem Regensburger Bischof Albertus Magnus, von Andern einem seiner Schüler, Heinrich von Sachsen, zugeschrieben wird.

Daneben lagen zwei andere Zauberbücher, rechts der „Thesaurus thesaurorum“ vom Meister Theophrastus Paracelsus*) und links die „Magia amatoria“ eines Ungenannten**). Alle drei enthielten

*) Gedruckt zu Straßburg 1574. 8.
**) Ohne Orts- und Jahresangabe.

eine Unzahl natürlicher und übernatürlicher Geheimmittel, in keuschen Frauenherzen die Oriflamme erster Liebe anzufachen. Das eine dieser Mittel lautet:

„Nimm eine weiße und eine dunkelrothe Rose; stelle die rothe in weißen und die weiße in rothen Wein; lasse beide Rosen zwei Tage, zwei Nächte und zwei Stunden in den weingefüllten Gläsern stehen; dann trinke zuerst den rothen und später den weißen Wein; dann eile zum Gegenstande Deiner Liebe, reiche ihr beide Rosen und bitte sie, daran zu riechen. Riecht sie zuerst an der weißen, dann wird sie einen Augenblick Dich lieben und gleich darauf Dich hassen mit dem ganzen Hasse ihres Hasses; riecht sie zuerst an der rothen, dann wird sie einen Augenblick Dich hassen, aber gleich darauf Dich ewig lieben mit der ganzen Liebe ihrer Liebe.“

— Dies Mittel, rief der Fremde, will ich anwenden, weil es von allen, welche mir zu Gebote stehen, für sie, die ich liebe mit der ganzen Raserei meiner liebetrunkenen Seele, das gefahrloseste ist. O Rosalba, könntest Du ahnen, wie sehr dies Herz Dich

liebt, wie unendlich die Qual ist, die Deine Schönheit ihm bereitet, Du würdest Mitleid mit diesem schwergeprüften Herzen haben und ihm das Deinige freiwillig opfern, nicht gezwungen durch die unheimliche Macht eines kabbalistischen Talismans.

Dann ließ er aus einer mit Ur-Schlamm angefüllten Jaspis-Vase in wenig Augenblicken zwei Rosen emporwachsen, von denen die eine weißer als frisch gefallener Schnee, die andere rother als frisch vergossenes Blut war. Dann pflückte er beide Rosen und stellte sie in crystallene Gläser, die er vorher mit dem Gold und Purpur des edelsten Traubensaftes angefüllt hatte. Dann sah er auf die Uhr.

In demselben Augenblick trat Corradori, begleitet von seinem hochgelehrten Pudel, ein.

— Nun, Freund, sagte der Fremde, was darf ich hoffen?

— Das Beste, Kamerad, denn Rosalba liebt Dich . . .

— Sie hat's gestanden? fragte Jener hochentzückt.

— Das nicht; doch hat mein Pudel das gleich gewittert. Nicht wahr, Paracelsus?

— Wau, wau! bellte der Hund.

— Daniel, wozu diese Narrenspossen? Wir sind ja unter uns! War Rosalba neugierig, zu erfahren, wer ich bin?

— Sie wollte es von mir und meinem Hunde um jeden Preis erfahren ...

— Und was sagtest Du ihr?

— Ich überließ die Beantwortung jeder ihrer Fragen meinem Pudel ...

— Und Dein Pudel?

— Benahm sich wie ein Diplomat...

— Das heißt?

— Er schwieg.

— Das war sehr weise von ihm, sagte der Unbekannte und streichelte mit ironischer Freundlichkeit den Kopf des Hundes, dessen Maul eben ganz harmlos nach einer Fliege zu schnappen geruhte. Nun aber in allem Ernste gesprochen, weißt Du, Daniel, daß ich sehr unglücklich bin?

— Unglücklich? fragte der Jesuit ganz erstaunt.

— Weil ich, so nahe am Ziele, von Gewissensbissen gepeinigt werde. Das, was ich thun will, sage ich mir, ist himmelschreiend, und doch fehlt es

mir an Kraft zum Widerstande. Der Gedanke an Rosalba erfüllt mich mit tausend Wonnen und Myriaden Schrecken.

— Aber bist Du denn auch Deiner Sache ganz gewiß?

— Leider nur allzugewiß! seufzte der Fremde.

— Laß fahren Deine Skrupel; ich sehe in dem, was Du thun willst, keine Sünde, und ertheile Dir, wenn's Dich beruhigen kann, Absolution im Voraus.

Der Pudel wedelte mit dem Schweife.

— Freund Paracelsus scheint mit meiner Ansicht übereinzustimmen. Also gehe hin und thue, was Du nicht lassen kannst. Kraft meines Priesteramtes ertheile ich Dir vollständigen Ablaß Deiner Sünde, sprach der fromme Vater und legte seine magern, starkbehaarten Knochenhände auf das Haupt seines Freundes, der stier zu Boden sah.

Paracelsus aber stellte sich auf die Hinterbeine wie ein Soldat, der ins Gewehr tritt, wedelte mit dem Schweife und schlug ein lautes Gebell an.

Gleich darauf verließ Corradori seinen Freund.

IX.

Nachdem zwei Tage, zwei Nächte und zwei Stunden verflossen waren, nahm der Unbekannte die beiden bezauberten Rosen und eilte damit hoffnungstrunken zu Rosalba.

Unterweges fragte er sich:

— Welcher von diesen Rosen wird sie den Vorzug schenken? Soll ich wünschen, daß es die weiße, soll ich wünschen, daß es die rothe sei? Wiegt ein Augenblick der Liebe die Qual ewigen Hasses auf? Und was ist ein Augenblick des Hasses gegen die Seligkeit ewiger Liebe? In der rothen Rose ruht mein Glück!

Beim Eintritt reichte er ihr Beide.

— Signora, sagte er, weisen Sie diese Blumen nicht zurück, denn sie sind die treuen Dolmetscher meiner tiefinnersten Gefühle.

— Welch herrliche Rosen! Welch süßer Schnee! Welch flammendes Blut! Nie hab' ich zwei schönere Rosen gesehen, sprach Rosalba, nahm Beide und roch zuerst an der rothen. Himmel, welch ein betäubender Duft! rief sie aus.

— O sehen Sie doch! Die weiße Rose, neidisch auf das Glück der rothen, liegt entblättert zu Ihren Füßen.

— Heilige Mutter Gottes, was geht mit mir vor? Der Geruch dieser Rose erfüllt mich mit Abscheu und Ekel. Fort, fort, Elender, ich hasse Dich! Dein Schlangenblick vergiftet mich; Du bist ein Zauberer, der, mit bösen Geistern im Bunde, mich wie diese weiße Rose zerknicken will; apage, apage, Satanas!

In demselben Augenblick warf ein starker Windstoß die Jalousien zu. In einem Nu hatte sich die grelle Mittagshelle in heimliches Halbdunkel verwandelt.

Rosalba rieb sich die Augen, denn sie glaubte zu träumen. Die Zauberklänge sinneschmeichelnder Sphärenmusik lockten ihren betäubten Geist in ein Netz von Melodieen, die jede Fiber ihres Seins mit süßer Wollust erfüllten. Aus den Wänden, aus der Decke, aus dem Fußboden sah sie einen Flor von Blumen hervorquellen, welche das Zimmer in eine Laube verwandelten, in deren stillverschwiegenen Zweigen ein Heer von Nachtigallen begeisternde Lie-

bespsalmen sang, die zündend in das Herz der Jungfrau fielen, dort den schlummernden Funken der Liebe weckten und ihn zu helllodernder Flamme anfachten. Vor ihren traumgefangenen Augen stiegen aus dem Schooße der blumenschwangern Erde dichte Schwärme durchsichtiger Feen, die, auf goldbesaiteten Harfen die Liebeshymnen der Nachtigallen begleitend, die wollustzitternde Jungfrau auf ein Lager von Lotusblüthen und Rosenblättern zogen. Durch das dunkle Myrthengrün der Laube träufelte der Mond sein silbernes Flockenlicht auf Rosalba, die, Aug' an Aug', Mund an Mund, an dem Herzen ihres Verführers lag, der jetzt die Wonnen und Seligkeiten aller Himmel durchflog.

Wie alles Schöne im Leben währte auch dieser Traum nicht lange. Rosalba, die durch den Geruch der zaubergeweihten Rose in magnetischen Schlaf gesunken war, erwachte bald darauf und sah sich aus der Nachtigallen-Laube, aus ihrem Feentraume in die Wirklichkeit zurückversetzt. Sie fühlte sich, ganz und gar verwandelt, aus dem Himmel auf die Erde gestürzt. Sie suchte die Blumen, die Feen und den Mann, der sie bezaubert hatte; er aber und Alles

war verschwunden und von der Seligkeit dieses Traumes, von der glücklichsten Minute ihres Lebens war ihr nichts geblieben, als ein Symbol ihrer sturmgeknickten Blüthe, jene entblätterte Rose, die unheilkündend zu ihren Füßen lag. Rosalba hob die Trümmer derselben auf, küßte die staubbedeckten Blätter und benetzte sie mit dem Thau heißer Thränen. Die arme Rose aber blieb gebrochen.

X.

Seit jenem süßen, unheilvollen Traume erwartete die arme Rosalba täglich und stündlich die Wiederkehr des Fremden, den sie, wie schwer er sich auch an ihr versündigt hatte, jetzt, wo sie sich von ihm vernachlässigt sah, zu lieben anfing mit der ganzen Gluth und Raserei der ersten Liebe.

— Wo weilst Du, mein Geliebter, was hält Dich ab, in meine Arme zu eilen? Fürchtest Du die Rache der beleidigten Jungfrau? Komm an mein Herz, Geliebter, ich will Dir Alles, Alles verzeihen,

denn Liebe kann nicht zürnen. Eile, eile, mein Geliebter, mir das Licht Deiner Augen, den Balsam Deines Trostes zu schenken, denn was ist mein Leben ohne Dich? Ein Tag ohne Sonne, ein Himmel ohne Blau, ein Auge ohne Thränen! Komm, Geliebter, komm, ich lechze nach Deinen Küssen, wie ein verwelkendes Blatt nach erfrischendem Regen. Eile, eile, laß Dich nicht vergebens rufen in die Arme sehnsüchtig harrender Liebe!

Es verging eine Woche, es verging ein Monat, es verging ein Jahr. Rosalbens Sehnsucht, Liebe und Verzweiflung wuchs von Tag zu Tag. Sie beschwor Himmel und Hölle, den treulosen Geliebten an ihr Herz zurückzuführen. Sie weinte, sie betete, sie fluchte; aber weder Gott noch Teufel erbarmte sich ihrer Noth.

Der Unbekannte war und blieb verschwunden.

XI.

Rosalba, welche Tage und Nächte durchweinte, ging mit Riesenschritten der Erfüllung ihrer traurigen Ahnung entgegen. Die Aerzte, die sie behandelten, erklärten einstimmig, daß ihr Auge auf dem Punkte stehe, zu erblinden, wenn sie ihren Thränen kein Ziel setze. Um die angegriffene Sehkraft zu schonen, durfte sie weder lesen, noch malen. So war sie sich, ihrem Schmerze und ihrer Verzweiflung überlassen und fing, als sie einsah, daß all' ihr Bitten und Flehen ungehört verhalle, die Vorsehung zu lästern an.

— Der Himmel will mich nicht erhören! rief sie aus, nun wohlan, dann erhöre Du mich, Teufel! Ich will Dir meinen geschändeten Leib und meine arme Seele verkaufen, wenn Du mir eines Deiner weltdurchbohrenden Augen leihst, damit ich mit Hilfe dieses Auges den treulosen Verräther, unter welcher Maske und in welchem Winkel der Erde er sich verborgen haben mag, aus Millionen heraus finden und mich an ihm rächen kann. Rächen? wiederholte

sie und fing wieder bitter zu weinen an. Mich rächen an dem, den ich liebe mit nie erlöschender Gluth? Teufel, leihe mir Dein Auge, ich will ihn suchen und mich rächen durch Liebe, durch unendliche Liebe. Teufel, wenn Deine Macht kein Hirngespinst ist, so zeige mir, was Du vermagst.

Gleich darauf war sie eingeschlafen. Im Traume erschien ihr jener böse Geist, dessen Hilfe sie angerufen hatte.

— Rosalba! rief der Böse, der wie ein Alp ihr Herz erdrückte.

— Was willst Du? stöhnte die Träumende.

— Deinen Wunsch erfüllen, Dir ein drittes Auge, ein Auge des Teufels verleihen. Mit Hilfe dieses Auges wirst Du Alles hinter Deinem Rücken sehen, was außer Dir keiner von allen Sterblichen sieht. Dies dritte Auge wird ewig wach bleiben und Dir zur Qual der Hölle werden, weil Du mit ihm Dinge sehen wirst so schauerlicher Art, daß Dein Blut in den Adern erstarren, Dein Haar sich mähnengleich emporsträuben und Deine Seele, in tausend Schrecken aufgelöst, zittern und beben wird wie am Tage des jüngsten Gerichts. Das Auge des Teufels, das Du

fortan auf Deinem Nacken trägst, wird Dir jede Secunde Deines Daseins vergällen und Dich martern bis zum letzten Augenblick, denn nur der Tod vermag das dritte Deiner Augen zu schließen. Erwache nun, Tochter Lucifers, und beginne Dein neues qualvolles Leben!

Der Teufel verschwand. Rosalba Carriera erwachte.

In der Mitte des Nackens, an der Stelle jenes brennendschwarzen Males fühlte sie urplötzlich das Dasein eines dritten Auges, eines Auges, dessen Feuer das Fleisch ihres Nackens zu brennen schien gleich einer glühenden Kohle. Vermittelst dieses Auges sah sie einen dichtgedrängten Reigen scheußlicher Gnomen und Gespenster, die lärmend, polternd, zischend, höhnend, plärrend, zerrend ihr Lager umkreisten und den Schlaf aus ihren Wimpern rissen. In jedem dieser höllischen Geister erblickte sie ihren Verführer, der sie hohnlachend anzugrinzen und sich mit teuflischer Schadenfreude an der Angst ihres Herzens zu weiden schien. In den Adern erstarrte ihr Blut; eiskalter Schweiß rann von der fieberhaft erhitzten Stirn, auf dem das Haar mähnengleich

emporwuchs. Sie vermochte wohl zwei, aber nicht das dritte Auge zu schließen, und Alles, was sie damit sah, erfüllte ihren Geist mit tausend Schrecken, die ihn gänzlich zerrütteten. Rosalba wurde wahnsinnig.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Aber mitten im Wahnsinn suchte ihr drittes Auge Tag und Nacht den Verführer, den sie noch immer liebte mit aller Gluth der Liebe, den sie überall fand, doch nirgends festhalten konnte, der überall verschwand, wie ein neckendes Phantom, das mit der heißen Sehnsucht ihres liebeverlangenden Herzens ein teuflisch grausames Spiel trieb. Mit dem Auge des Teufels sah sie, wie der Treulose in den Armen anderer Frauen lag, die, Millionenmal jünger und schöner, frischer und üppiger als die arme gebrochene Rose, in die blutende Wunde ihres liebekranken Herzens das ätzende Gift marternder Eifersucht einspritzten und das arme Geschöpf vollends zur Verzweiflung brachten.

In diesem Zustande blinden Wahnsinns erreichte

sie ein grausames Alter von zwei und achtzig Jahren.

In der Nacht vor ihrem Tode entdeckte ihr drittes Auge in einem der brennenden Höllenpfuhle eine teuflische Fratze, die sie seit dem Verschwinden des treulosen Verräthers vergebens gesucht hatte. Neben diesem Verworfenen badete in stinkendem Schwefel ein schwarzer Hund mit feurigen Augen. Es war Corradori und sein Pudel.

— Jesuit! rief die Wahnsinnige, ich habe Dich seit fünfzig Jahren in allen Winkeln der Erde gesucht, um Dich bei allen Heiligen des Himmels und bei allen Teufeln der Hölle zu bitten und beschwören, mir zu sagen, ob Du jenen Fremden gekannt, der mir mein Herz gebrochen hat?

— Ich habe ihn gekannt, erwiderte der Jesuit.

— Nenne mir seinen Namen, auf daß ich den Mann, den ich so heiß geliebt habe, im letzten Augenblick meines Lebens verfluchen kann.

— Er ist ein Graf und heißt Saint-Germain.

— Fluch über ihn!

— Unglückliche, Du verfluchst Deinen eigenen Vater!

Paracelsus fing furchtbar zu heulen an; Rosalba aber empfahl ihre Seele der Barmherzigkeit Gottes und starb mit den Worten:

— Vater im Himmel, verzeihe mir!

Am 28. Februar 1757 wurde Rosalba in aller Stille beerdigt.

XII.

Aber noch jetzt bewundert man in der Dresdener Galerie 157 Portraits, durch die sich die unglückliche, blinde, wahnsinnige Rosalba Carriera unsterblich gemacht hat für alle Zeiten.

Casanova.

I.

Es war zur Zeit des Carnevals. Fremde aus aller Herren Länder zogen, vom Glanze dieses Festes angelockt, schaarenweise in die prachtgeschmückte Marcusstadt, um Zeugen des tollen Jubels und der fessellosen Lust zu sein, die hier vom zweiten Weihnachtsfeiertage bis zum Aschermittwoch ihre tausendfarbigen Schwingen regten. Während dieses schönen, weltberühmten Festes glich der „Platz der Plätze" Tag und Nacht einem colossalen Ballsaale, in dem ein Heer von Masken auf- und niederwogte. Chinesische Mandarine am Arme florentinischer Blumenmädchen, römische Vestalinnen geführt von spanischen Don Juans, schottische Hochlandsfeen und russische Kosaken, persische Peris und polnische Juden, indische Bonzen und venezianische Colombinen, arkadische Schäferinnen und grönlän-

dische Eisbären, bergameskische Arlechine und französische Marketenderinnen, Blocksbergheren und Troubadours und ein wimmelnder Ameisenhaufen von Pantalons, Pierrots und anderen Masken der Commedia del'Arte zogen singend, neckend, kichernd, kosend, plärrend, höhnend, pfeifend, stoßend, drängend vorüber, Alles mit sich fortreißend in den sausenden, brausenden, schäumenden, tosenden Carnevalsstrudel. Ganz Venedig war Eine Maske: selbst der Doge vertauschte seinen Herzogsmantel mit einfach-schlichtem Domino, um, ungekannt wie Harun-al-Raschid, durch die dichten Reihen der ausgelassenen Bevölkerung seines lustberauschten Bagdads sich hindurchzudrängen. Die Mitglieder des großen Raths wohnten maskirt den Sitzungen bei und selbst der Nuntius des heiligen Vaters benutzte diesen allgemeinen Rausch, sein geistliches Ornat abzuwerfen und in der Verkleidung eines Pulcinells den weltlichen Freuden nachzulaufen. Aus allen Winkeln, aus allen Häusern, aus allen Fenstern erscholl Musik: hier girrte eine Mandoline, dort lärmte eine Trommel; hier gellte eine Trompete, hier schwärmte eine Flöte; hier tönte ein schüchternes Lied, dort raste

wilde, alles überlärmende Janitscharenmusik. Die ganze Stadt überließ sich den ausschweifendsten Vergnügungen; fromme Mönche und keusche Nonnen mischten sich als Pantalons und Colombinen, als Pilger und Fledermäuse in diesen profanen Jubel und entschädigten sich im Carneval für die klösterlichen Entbehrungen des ganzen Jahres. Der Marcusplatz mit seinem Maskengewimmel glich einem großartigen Narrenhause: hier stellte sich ein Arlechino auf den Kopf; dort lief ein Pierrot auf den Füßen; hier trug ein colossales Wickelkind seine alte Amme; dort prügelte ein ganzer Rudel hoffnungsvoller Schuljugend ihren ehrwürdigen Schulmeister. Viele Fremde erstiegen den Campanile, um von der Höhe dieses Thurmes diese Fluth von Masken zu überschauen, die, foppend und gefoppt, sich auf- und niederwälzte. Und sobald es zu dunkeln begann, schmückten sich die Fenster der alten und neuen Procuratien mit unzähligen Lampen und die byzantinischen Kuppeln der Metropolis schwammen in einem hundertfarbigen Lichtermeere, das sich auf die Piazzetta ergoß, wo Seiltänzer, Puppenspieler, Bärenführer und andere Gaukler ihre Künste zeigten.

Während des Carnevals war Venedig ein zu Fleisch und Blut gewordenes Decameron, das hunderte von Novellen, tausende von frivolen Abenteuern erzählen und selbst den griesgrämigsten Zuhörer in rosenfarbene Laune, in himmelblaues Delirium versetzen konnte. Venedigs Carneval war ein üppiger Sardanapal, der mit immer vollen Händen seinen Reichthum auf die Straße warf und am Aschermittwoch sich unter den Trümmern seiner Schätze begrub.

II.

In diesem Maskenschwarme tummelte sich in der letzten Carnevalswoche des Jahres 1756 ein blauseidener Domino umher, den wir näher ins Auge fassen wollen, weil er einer der Hauptfactoren unserer kleinen Erzählung ist. Dieser Mann, damals dreißig Jahre alt, war der Abgott aller Frauen, der Schrecken aller Ehemänner Venedigs, der Lovelace Italiens: Jacob Casanova de Seingalt.

Es giebt wenig Männer, die sich durch galante

Abenteuer einen so großen Ruhm erworben haben, als dieser Casanova, der, ein Linné der Liebe, ein Buffon des Frauenherzens, das größte aller Räthsel dergestalt durchschaut hatte, daß die Liebe, diese tausendjährige Sphynx, aller Schleier ledig, aufgelöst zu seinen Füßen lag. Jede Frau, die er einmal gesehen, einmal gesprochen hatte, war ein Opferlamm seines Scharfblicks, der im Nu die Achillesferse fand, wo sie verwundbar war. Casanova's stärkste Seite bestand in der Gabe, die schwache Seite Jener aufzufinden, die er für sich einzunehmen gesonnen war. Casanova hatte aus der Liebe eine Wissenschaft gemacht, die ihn nicht eher ruhen ließ, bis jedes Problem derselben gelöst war. Welch' schönes, herrliches Studium! Das Herz der Frauen war seine Domäne und die Liebe derselben seine Apanage. Wie jener Don Juan, der durch den Zauber Mozart'scher Musik Unsterblichkeit errungen, hatte unser Held eine lange Liste von Annen und Elviren aufzuweisen, die ihm tributpflichtig waren.

Zu diesen Frauen gehörte auch Pulcheria Martignano, die junge, liebenswürdige Ehehälfte eines alten, häßlichen Nobile, der sich erst unlängst aus

Spinea im Trevisanischen nach Venedig übersiedelt hatte. Signora Pulcheria war ein vollständiges Alphabet all' jener Reize, die man gefährlich nennt, so lange sie stark genug sind, der Huldigung ihrer Bewunderer Widerstand zu leisten. Ein kornblumenblaues Auge und goldgelbes, seidenweiches Haar — zwei seltene Eigenschaften einer Italienerin — verliehen ihrer Schönheit einen außerordentlichen Parfum, den wohl Niemand besser zu würdigen verstand, als der Julius Cäsar aller Frauen, Signor Casanova, bei dessen Namen jeder Ehemann drei Kreuze schlug. Signora, seit zehn Monaten vermählt, hatte wenig Ursache, sich glücklich zu fühlen, weil der alte Herr äußerst argwöhnisch, ungemein mißtrauisch und entsetzlich eifersüchtig war. So oft er, Geschäfte halber, sein junges Weib verlassen mußte, schloß er sie, gleich einer Gefangenen, in ein abgelegenes Zimmer ein, in dem sich unter andern uralten Familienmeubeln auch ein geheimnißvoller, höchst verdächtiger Schrank befand. — Die Frauen aller Länder haben den Fehler, etwas neugierig zu sein. Pulcheria machte von dieser Regel keine Ausnahme. Jener Schrank, der früh genug ihre Neugier erregt hatte, bewog sie,

ihren Gatten täglich zu bestürmen, ihr zu sagen, weßhalb er dieses Meuble hartnäckig verschlossen halte und warum er es trotz aller Bitten durchaus nicht öffnen wolle.

— Liebes Kind, hatte der Alte gesagt, zwinge mich nicht, Dir ein Geheimniß zu offenbaren, von dessen Geheimhaltung mein und Dein Leben abhängt. Ich bitte und beschwöre Dich, Pulcheria, nie darnach zu forschen, was meine Familie seit länger als dreihundert Jahren in diesem Schranke verborgen hält. Nur so viel darf ich Dir sagen, daß er eine Reliquie birgt, die uns Unheil bringt, wenn irgend Jemand die Existenz derselben ahnt.

— Du folterst meine Neugier ...

— Das thut mir Leid; mehr aber kann und darf ich Dir nicht sagen.

Dies war der ewig wiederkehrende Refrain, womit er die Neugier seiner Frau, die nicht müde wurde, ihn tagtäglich mit neuen Bitten zu bestürmen, in die Schranken des Gehorsams zurückwies.

Eines Abends, als der eifersüchtige Othello die arme Pulcheria wiederum eingesperrt hatte, erweckte der geheimnißvolle Schrank in ihrer neugiergequälten

Seele einen Verdacht, der sie dergestalt beunruhigte, daß sie plötzlich zu zittern begann.

— Heilige Mutter Gottes! rief sie aus, sollte mein Gemahl eine Art Blaubart sein, der in diesem verhängnißvollen Schranke seine gemordeten Weiber verbirgt? Sollte es wirklich wahr sein, daß seine beiden ersten Frauen keines natürlichen Todes gestorben sind? Himmel, das wäre schrecklich!

In demselben Augenblick ertönte unter ihrem Fenster ein von Mandolinenklängen begleitetes Lied:

„Ich wollt' ich wär' ein Vogel,
Dann baut' ich mir ein Nest
Am Fenster meines Liebchens,
Das sich nicht sehen läßt."

„Dann pickt' ich mit dem Schnabel
Die Fensterscheiben ein
Und flöge leise, leise
In ihr Gemach hinein."

— Er ist's, er ist's! rief Pulcheria und öffnete das Fenster.

Einen Augenblick später schwang sich der Sänger dieses Ständchens auf einer Strickleiter zum Kerker der Signora Martignano empor.

— Armer Engel! rief er aus. Schon wieder eingesperrt?

— Ach, guter Jacob, ich bin sehr unglücklich, seufzte Pulcheria.

— Weßhalb, Geliebte meiner Seele? fragte Casanova.

— Weil mich das böse Geschick einem Manne vermählt hat, der ein neuer Blaubart ist.

— Ein Blaubart? wiederholte der Cavaliere. Reizende Närrin, liebenswürdigste aller Frauen, wie kommst Du plötzlich auf diese Idee?

— Siehst Du dort jenen Schrank?

— Natürlich!

— Weißt Du, was er enthält?

— Nein!

— Auch ich weiß es nicht; aber dies eben beunruhigt mich. Seit zehn Monaten bitte und beschwöre ich meinen alten, unausstehlichen Gemahl, mir zu beichten, was er darin verbirgt; er will und darf es mir nicht sagen. Du begreifst also, daß in diesem Kasten ein finsteres Geheimniß ruht.

— Sollte er wirklich? ...

— O meine Ahnung trügt mich nicht!

— Um dem Geheimniß auf die Spur zu kommen, brauchen wir ja nur den Schrank zu öffnen . . .

— Leicht gesagt; wie aber, wenn kein Schlosser Venedigs dies im Stande ist?

— Wer sagt das?

— Mein Mann.

— Er lügt! Zu Hause, theuere Pulcheria, habe ich einen passe-par-tout, der alle Schlösser öffnet. Morgen bringe ich ihn mit; dann soll Deine Neugier gestillt sein; heute aber wollen wir keine Zeit verlieren und den kurzen Augenblick genießen, den uns die Eifersucht Deines Mannes gönnt.

— O mein Jacob! rief Pulcheria und flog in seine Arme.

III.

Bald darauf sehen wir unsern Helden auf der Strickleiter in die harrende Gondel hinabsteigen, die ihn blitzschnell von dannen trägt. Mit der Mandoline in der Hand lehnt Signor Casanova, etwas er-

müdet, wie es scheint, an das bequeme Rückenpolster, das Lied vor sich hinträllernd:

Sie ist, was soll ich sagen,
Der Reize Etui,
Doch er — nicht zu ertragen! —
Ein alter Parapluie.
Er gleicht dem Spinngewebe
In ihrem Boudoir ...
Madam' ist eine Hebe,
Ihr Mann ein Dromedar.

In demselben Moment gleitet an seiner Gondel eine andere vorüber, in welcher ein Mann sitzt, der, eben vom Spielklubb heimkehrend, entzückt von diesem heitern Liede, dem unsichtbaren Sänger ein lautes Bravo zuruft. Armer Signor Martignano! Du hast keine Ahnung, daß dies Couplet sich auf Dich bezieht!

Casanova steckt den Kopf zur Gondel hinaus und singt:

Der Mann ist mir zuwider,
Und wißt Ihr auch warum?
Ich dichte für sie Lieder,
Und er, er nimmt dies krumm;
Ich weiß nicht, was ich gäbe,
Bekäme er den Staar ...
Madam' ist eine Hebe,
Ihr Mann ein Dromedar.

Einen Augenblick später hat das Dromedar seine Wohnung erreicht.

IV.

Während Freund Casanova in den Armen eines süßen Schlummers liegt, in den Gott Morpheus die Arabesken seiner schönsten Träume webt, wollen wir, zur Characteristik dieses glücklichen Schläfers, in dessen Papierkorb greifen und aus der Tiefe desselben eine Handvoll Aphorismen herausholen, welche geeignet sind, die Sinnesart unseres Helden ins rechte Licht zu stellen. Man höre und urtheile:

„Liebe ist der Fußschemel aller Verbrechen und das Piedestal aller Tugenden.“

„Glaube ist der Schlummer der Seele.“

„Hoffnung ist eine Fantasmagorie des Lebens: sie entfernt sich, je mehr wir uns ihr nähern.“

„Nichts in der Welt ist sich weniger ähnlich als eine Frau der Andern.“

„Ihre Frau hat Sie getäuscht, sagte der Mar-

quis M. zum Herzog von V. einem der geistreichsten Männer am Hofe Philipps von Orleans. Wie, rief der Herzog, sollte sie mir treu geblieben sein?"

„Marchese C. sagte von seiner Frau: Ich ziehe den Schmerz, von ihr betrogen zu werden, der Schmach vor, sie grundlos untreu zu wähnen. — Welch ein hyperpoetischer Pinsel!"

„Jede Frau, sagt man, sei ein Räthsel. Die Auflösung dieses Räthsels heißt: Chaque femme est un charmant être qui s'habille, babille et deshabille."

„Ein berühmter Philosoph des Alterthums wurde gefragt, warum er die Schönheit liebe. Diese Frage, erwiderte der weise Mann, kann nur ein Blinder thun. — Wohl mir, daß ich kein Blinder bin!"

„Jedes Weib ist ein vierbändiger Roman; der erste giebt unbestimmte Hoffnung; der zweite leidet schon an Längen; der dritte ist ein launenhaftes Zickzack und der vierte von herben oder trügerischen Thränen durchnäßt. Will man einzelne Seiten dieses Romans überschlagen, so riskirt man, den Zusammenhang zu verlieren und das Ganze nicht zu

verstehen; will man aber Alles lesen und gar nichts überschlagen, so verliert man viel Zeit und wird so abgespannt, daß man froh ist, wenn man das Ende erreicht.“

„Unter drei Frauen ergiebt sich eine aus Liebe, die zweite aus Eigennutz, die dritte um Nichts. Letztere ist von Allen die gefügigste.“

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Zu der dritten Kategorie gehörte Signora Martignano, die den Schrecken aller Ehemänner eigentlich nur darum zu lieben schien, weil sie aus mehr als einem Grunde ihren Gatten widerwärtig, langweilig, unerträglich fand. Eine Frau von dreiundzwanzig Jahren in den Armen eines sechszigjährigen Othello ist eine im Schnee erfrierende Rose, deren Schicksal allerdings etwas Tragisches hat. Zum Glück war Casanova der Mann, der das arme Weib zu trösten verstand.

V.

Am folgenden Abend, als Signor Filippo Martignano im Ridotto di San Moisè wieder beim Pharo saß und ein Goldstück nach dem andern verlor, erschien unser Freund unter dem Fenster der sehnsüchtig harrenden Coeurdame, die ihn, einen Augenblick später, in seine Arme schloß.

— Geliebter, fragte das reizende Weib, hast Du den bewußten Schlüssel mitgebracht?

— Allerdings! rief unser Held und drückte einen glühendheißen Kuß auf das Couvert ihrer reizend schönen Zähne.

— O dann öffne, denn ich brenne vor Neugier, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften.

Lange widerstand das Schloß jenes Schrankes den Versuchungen des Passe-par-tout; endlich erlag es ... die Thür flog auf und statt gemordeter Frauen fanden sie ein uraltes Portrait.

— Wer mag das sein? fragte Pulcheria.

— Nach der Kopfbedeckung zu schließen ein

Doge. Teufel, steht nicht in der Ecke ein Name? Ganz recht! Ah nun weiß ich Alles!

— Erzähle!

— Nur jetzt nicht, himmlisches Weib, denn unsere Augenblicke sind gezählt, und bald schlägt die Stunde, wo Dein Gemahl vom Pharo heimkehrt. Geliebte, die Zeit ist edel ...

— Zuvor aber muß ich wissen ...

— Morgen, neugieriges Kind, sollst Du die Geschichte dieses Bildes erfahren ... für heute ists zu spät ... komm, Pulcheria, komm!

In demselben Augenblick vernahmen Beide den Husten des alten Herrn, der heute früher als gewöhnlich heimgekehrt war.

— Himmel, mein Mann! schrie das arme Weib.

— Lösche das Licht aus, sagte Casanova, der nach Mantel, Hut und Mandoline griff und flüchtig wie ein Reh in den Schrank schlüpfte, dessen Thür sich eben wieder schloß, als jene des Gefängnißzimmers aufging, durch die nun der hustende Haustyrann eintrat.

— Heiliger Marcus, rief er aus, wie kommts, daß mein geliebtes Weib im Finstern sitzt?

— Ein Windstoß, der durchs Fenster drang, hat mir vor wenig Minuten das Licht ausgelöscht.

— Zum Glück bin ich heute eine Stunde früher als gewöhnlich nach Hause geeilt. Bald, süßes Kind, bin ich wieder bei Dir!

Während der Alte hustend durch den langen Corridor in sein Zimmer tappte und dort sein Feuerzeug suchte, um Licht zu machen, verließ Casanova den Schrank, den er wieder zuschloß, umarmte Pulcheria, drückte einen Kuß auf ihre Lippen und schwang sich, behender als manche Katze, durchs Fenster und auf der Strickleiter in die unten harrende Gondel hinab.

In derselben Secunde, als Pulcheria hinter dem Fliehenden das Fenster schloß, kehrte Signor Filippo mit brennender Wachskerze in den Kerker seiner Gemahlin zurück.

— Welch ein überaus günstiger Stern, heißgeliebter Ulysses, führt Dich heute so ungewöhnlich früh in die Arme Deiner sehnsüchtig harrenden Calipso zurück? fragte Pulcheria mit asbestenem Lächeln.

— Ich fühle mich heute nicht ganz wohl, liebes Kind. Mein Husten martert mich, wie Du hörst, mehr als sonst. Komm, Pulcheria, wir wollen schlafen gehen!

— Was fällt Dir ein? Ich bin nicht schläfrig und will noch ein Stündchen aufbleiben, um dieses Buch auszulesen.

— Ists erlaubt zu wissen, welcher Dichter so glücklich ist, Deine Aufmerksamkeit zu fesseln?

Pulcheria reichte ihm das kleine Buch. Es hieß „l' Rsbandita“ und war ein ziemlich seltenes Gedicht von etlichen tausend Versen, in welchem kein einziges R vorkommt. Der Verfasser dieser literarischen Curiosität war Vincenzo Cardone, ein neapolitanischer Dominicaner-Mönch, der zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gelebt und das R nicht aussprechen gekonnt hat.

Signor Martignano, der den etwas mystischen Titel dieses Buches nicht gleich begreifen konnte, fragte von eifersüchtigem Argwohn hingerissen:

— Was enthält dieses Ding?

— Die Geschichte eines elenden Verräthers, der seiner armen, unglücklichen Frau nicht gestehen will,

was er vor ihr in einer goldenen Kapsel verbirgt. Bei dieser Gelegenheit, Filippo, muß ich Dir sagen, daß jener Schrank, den Du in meiner Gegenwart durchaus nicht öffnen willst, den Verdacht in mir erweckt, daß Du ...

— Sprich, Pulcheria, bat der Alte.

— Nein, nein, ich will lieber schweigen ...

— Warum? fragte Martignano, der sein Geheimniß verrathen glaubte.

— Weil's mir so gefällt, sagte der kleine Trotzkopf, dem alten Herrn den Rücken zukehrend.

— Pulcheria, fragte Filippo mit wachsender Ungeduld, Du weißt, was jener Schrank enthält?

— Ich weiß es ...

— Seit wann?

— Schon seit Monden!

— Und wer hat Dich in dies finstere Geheimniß eingeweiht?

— Der Gott der Träume. Eines Nachts, als ich eben eingeschlummert war, erschien mir im Traume ein junger, schöner, liebenswürdiger Cavalier, der mit goldenem Zauberschlüssel den geheimnißvollen Schrank öffnete und mir ins Ohr raunte:

Unglückliches Weib, ich will Dich einweihen in ein Geheimniß Deines Gemahls, der ein alter grauer Bösewicht ist. Dort in jenem Schranke verbirgt er ein Bild, das . . .

— Sprich weiter!

— Nein, mehr kann, mehr darf ich Dir nicht sagen, sprach die schlaue Eva.

— Pulcheria, rief der Alte, an Leib und Seele zitternd, könntest Du jemals so grausam sein, dies Geheimniß zu verrathen?

— Das hängt von Umständen ab. Wenn Du fortfahren solltest, mich noch fernerhin meiner Freiheit zu berauben, dann, Filippo, mache Dich aufs Schlimme gefaßt. Ein Wort und . . .

— Pulcheria, ich will ja Alles thun, was Du verlangst, wenn Du mir gelobst, keinem Dritten die Existenz dieses Bildes zu verrathen, denn sieh', sonst bin ich verloren . . .

— Das weiß ich. Willst Du mich von jetzt an in guter Laune erhalten, so mußt Du fein gefügig sein und jeden meiner Wünsche erfüllen . . . sonst!

— Schweige, gutes Weib, denn auch die Wände haben Ohren. Der Teufel hole den Gott

der Träume, der Dir das Dasein jenes Bildes offenbart hat, das unsere Familie seit länger als dreihundert Jahren als ein heiliges Geheimniß, als eine Art von Reliquie aufbewahrt. In Deiner Hand, Pulcheria, liegt jetzt mein Leben, meine Freiheit. Zeige, daß Du edel bist und schweigen kannst, wie das Grab.

— Wirst Du aber auch von heute an immer hübsch artig sein und mich nicht mehr einsperren?

— Ich werde Alles thun, was Dir Freude macht.

— Gleich will ich Dich auf eine kleine Probe stellen. Der Carneval geht zu Ende ... ich habe noch keines von allen Festen mitgemacht; übermorgen will auch ich mich einmal amüsiren auf dem großen Maskenball. Giebst Du mir Dein Wort, mich hinzuführen?

— Ich verspreche es Dir!

— Nun kannst Du schlafen gehen, sagte Pulcheria.

— Und wann folgst Du mir?

— Signor Martignano, verschont Euer Weib mit unnützen Fragen!

Der Alte zog sich kopfschüttelnd zurück.

VI.

Am folgenden Abende, als Pulcheriens Tröster sich auf der Strickleiter zu Signora Martignano emporschwang, wollte sie ihm nicht eher einen Kuß geben, bis er ihr die Geschichte jenes Bildes erzählt habe.

— Dieses Portrait, sagte Casanova, hatte einer der unglücklichsten Dogen, Marino Falieri, einen Tag vor seiner Hinrichtung, am 13. April 1355, einem seiner vertrautesten Freunde, dem Signor Bartolomeo Martignano, einem Vorfahren Deines Mannes, geschenkt. Bald nach Falieri's Enthauptung *) war vom großen Rathe der Befehl erlassen worden, alle Münzen mit dem Bilde dieses Dogen einzuschmelzen und sämmtliche Portraits des Verräthers innerhalb acht Tagen an den Messer grande zum Verbrennen abzuliefern, um jede Erinnerung an

*) Ueber die von ihm angezettelte Verschwörung und über seine Hinrichtung findet man viel interessante Aufschlüsse in „Marino Faliero, épisode de l'histoire de Vénise" par E. Ronteix, Par. 1829. 8.

Marino für alle Zeiten zu vernichten. Aber trotz dieses eben so tyrannischen als kindischen Befehles ist jenes Bild, das Dein Alter dort in jenem Schranke verwahrt, ein Erbstück der Familie Martignano geblieben, welche es als eine Art Reliquie betrachtet, die ihr Glück bringen soll. Nach jenem uralten Gesetze verfällt noch jetzt Jeder, bei dem ein Bildniß Marino Falieri's gefunden wird, in zehnjährige Galeerenstrafe. Dies, Seele meiner Seele, der Grund, warum jenes gefahrbringende Bild so geheim gehalten wird, daß es seit drei Jahrhunderten in jenem Schranke hängt.

— Gut, daß wir dies wissen! Dies Geheimniß macht aus meinem Tyrannen einen Sklaven, der von nun an nach meiner Pfeife tanzen muß ... ich will den alten, unausstehlichen Othello so grausam quälen, wie er bisher mich gequält hat.

— Bravo, bravo, holder Engel! Ein Mann in seinen Jahren hat durchaus kein Recht mehr, eifersüchtig auf sein Weib zu sein ...

— Jetzt bin ich Herr. Morgen früh muß mich mein Mann auf den Marcusplatz und Abends ins Ridotto führen ... Dort treffen wir uns ... nicht

wahr, Jacob? fragte das junge Weib und schmiegte sich zärtlich an den Hals ihres Trösters an . . . ich erscheine als Columbine . . . eine blaue Schleife am Busen sagt Dir: dies ist Pulcheria, die mit Dir den ersten Tag ihrer Freiheit genießen will.

— Ich werde Dir als Capitano folgen und Mittel und Wege finden, Dich den Klauen Deines alten Bären zu entreißen . . .

— Dann werfen wir uns in die Gondel und . . .

— Das Uebrige findet sich, sagte Signor Casanova und zog Pulcheria an sein Herz.

Unter süßem Geplauder der Liebe war eine Stunde rasch verflossen. Gegen Mitternacht trat unser Held seinen Rückzug an.

VII.

Am Morgen des folgenden Tages warf sich Signora ins Gewand einer Colombine und befahl ihrem Alten, sie auf den Marcusplatz zu führen.

Filippo, mehr ans Befehlen als ans Gehorchen gewöhnt, wagte einen Augenblick Widerstand zu leisten, Pulcheria aber drohte mit dem Zeigefinger und sagte weiter nichts als:

— Meister Filippo, denkt an den Schrank!

Der Alte, der eben keinen Ueberfluß an Muth besaß, erbleichte. Sein Weibchen aber lachte und sagte:

— Wirf Deinen alten Mantel ab ... dort hängt Deine Maske ... Du wirst als Polichinell mich begleiten ...

— Was verlangst Du von mir? Ich soll mich auf meine alten Tage noch in Hanswurstkleider werfen?

— Ich will's! befahl Pulcheria, ihre schwarze Halblarve umbindend.

— Pulcheria, reize nicht meinen Zorn!

— Filippo, denk' an das Bild des Dogen!

— Mich trifft der Schlag! rief der alte Herr.

— Meinetwegen, aber spute Dich, denn ich brenne vor Neugier, Dich als Hanswurst zu sehen!

— Weib, Du bringst mich um!

— Gefalle ich Dir? fragte Pulcheria, sich dicht vor ihn hinpflanzend.

— Du bist ein Satan!

— Und Ihr, Meister Filippo, seid ein Verräther, den Ein Wort von mir zehn Jahre auf die Galeere bringen kann. Vergeßt das nicht und tummelt Euch!

Der arme, verrathene Filippo mußte zum bösen Spiele gute Miene machen und par ordre du Mufti seinen alten, gebrechlichen Leichnam in die schreiende Maske eines Polichinells hüllen. Mit der blauen Schleife am Busen und einem buckeligen Hanswurst am Arme eilte die reizende Colombine nach dem maskenwimmelnden Marcusplatz.

Dort herrschte seit Tagesanbruch ein unbeschreiblicher Lärm und ein Gedränge, daß Niemand seines Lebens sicher war. Mehr als fünfzigtausend Masken mengten sich bunt durch einander; sie stießen und wurden gestoßen, sangen und schrieen, als ob die Hölle die ganze Garnison ihrer Teufel mit klingendem Spiele hätte ausrücken lassen.

VIII.

In diesem lärmenden Gewühle erschien jetzt eine der reizendsten Colombinen Venedigs, geführt von einem der häßlichsten Polichinells von ganz Italien. Das grämliche Gesicht und die heitere Maske des alten Herrn bildeten einen himmelschreienden Gegensatz. Filippo hätte die schöne Pulcheria verfluchen mögen; doch wagte er's nicht, weil sie die Macht besaß, ihn zehn Jahre auf die Galeere zu bringen. Während rings um ihn her der ganze Marcusplatz lachte und jubelte, seufzte und stöhnte der alte Hanswurst wider Willen, fluchte im Innern und fror im Aeußern wie ein Schneider, der dicht am Gefrierpunkt steht.

— Kind, flehte der Alte, laß uns lieber nach Hause gehen, als hier in dieser kannibalischen Kälte unter diesem verrückten Narrenschwarme umherlaufen; denke an mein Alter und mein Podagra ...

— Denk an das Bild im Schranke, antwortete Pulcheria und suchte überall ihren Capitano.

— Du bist ein fürchterliches Weib! stöhnte der zähneklappernde Polichinell.

— Du bist ein herrlicher Hanswurst! rief Colombine und wollte bersten vor Lachen.

In demselben Augenblick gewahrte sie an ihrer Seite einen Capitano, der zärtlich ihren Elbogen drückte. Er ists, dachte sie sich und nickte mit dem Kopfe. Gleich darauf war die Maske verschwunden.

— Pulcheria, jammerte der frierende Hanswurst, habe Mitleid mit einem alten Manne, welcher Bauchgrimmen hat.

— Signor Filippo ist ein alter Poltron! Bei drei Grad Kälte kann man nicht erfrieren, meinte das glühende Weib.

— Vergiß nicht, liebes Weib, daß ich älter bin, als Du!

— Alter Thor, wer heißt Dich, ein Weib zu heirathen, das viel zu jung für Dich ist?

— Himmel, welche Sprache!

— Verstehst Du sie?

— Teufel, welcher Hohn!

— Du verdienst ihn, denn Du hast mich gequält und gemartert, als ob ich Deine Sklavin wäre.

Jetzt ist die Zeit gekommen, wo ich Gleiches mit Gleichem vergelten kann.

— Pulcheria, Du hast den Teufel im Leibe!

— Und Du den Falieri im Schranke!

— Es ist zum Verzweifeln! rief der unglückliche Hanswurst, den eine Gänsehaut überlief.

— Seid Ihr Signor Filippo Martignano? fragte ein blutrother Domino, der urplötzlich dicht vor ihm stand.

— Zu dienen, antwortete der frierende Polichinell.

— Wir suchen Euch seit einer Stunde, sagte ein schwarzer Domino, der dicht neben ihm stand.

— Ihr sucht mich?

— Im Namen des Gesetzes, erwiderte ein weißer Domino, der dicht hinter ihm stand.

— Was wollt Ihr?

— Euch ersuchen, uns zu folgen, sagten alle Drei.

— Wohin?

— Zum Messer Grande, erklärte der Rothe.

— Was soll ich dort?

— Ihm Rede stehen, antwortete der Schwarze.

— Worüber?

— Ueber einen Frevel, den Eure Familie seit länger als dreihundert Jahren ungestraft ausgeübt hat, setzte der Weiße hinzu.

— Verhaftet ihn im Namen der hohen Polizei, befahl der Rothe seinen beiden Spießgesellen.

— Folgt uns! sagten die Häscher.

— Jesus, ich bin verloren! rief der Hanswurst. Komm, Pulcheria, begleite Deinen unglücklichen Mann ...

— Das ist nicht erlaubt, sprach der Rothe.

— Dann eile ich nach Hause, guter Filippo, sagte Pulcheria, ließ den Alten los und verschwand im Gewühle der Masken.

— Heiliger Marcus, wo ist mein Weib? schrie der Alte.

— Verschwunden! entgegneten die beiden Häscher, die ihn in ihre Mitte nahmen und ihn rasch mit sich fortzogen.

Als Pulcheria und die rothe Maske den Blicken der Häscher entschwunden waren, sagte der Weiße zum Schwarzen:

— Nun wollen wir einen Augenblick Halt machen und hier etwas genießen.

— Signor, ists Euch gefällig, mit uns zu frühstücken? fragte der Schwarze.

— Ihr sollt mich ja arretiren?

— Ganz recht, meinte der Weiße, aber da wir bei guter Laune sind, so wollen wir Euch . . .

— Laufen lassen, setzte der Schwarze hinzu.

— Wie? Ihr seid nicht Sbirren?

Sie schüttelten den Kopf und lachten.

— Schurken, wer seid Ihr?

— Harmlose Masken, die sich den Spaß gemacht haben, sagte der Weiße.

— Euch einen kleinen Schreck einzujagen, fügte der Schwarze hinzu.

— Elende, nichtswürdige Kuppler, wo ist mein Weib?

— Habt Ihr ein Weib? fragten die Biedermänner.

— Ein junges, thörichtes Weib, dessen Leichtsinn mich heute in Verzweiflung bringt, schrie Hanswurst und riß sich wüthend die Larve vom Gesicht. Heilige Mutter Gottes, wo ist Pulcheria?

— Das errathet Ihr nicht? fragte der Weiße.

— Signora schwärmt jetzt am Arme eines jungen, liebenswürdigen Cavaliers ...

— Der ihr so eben begreiflich macht, wie thöricht es sei ...

— Die Perlen ihrer frühlingsfrischen Schönheit einer alten Sau vorzuwerfen ...

— Heiliger Marcus, dort steht mein braves Weib! schrie der Alte, rannte fort und brach sich wie ein wüthender Eber durch die dichten Maskenschwärme durch, um seine Colombine zu erreichen, die zärtlich am Arme eines der beweglichsten Arlechine des ganzen Marcusplatzes hing.

— Schlange, hab' ich Dich endlich? schrie der wüthende Ehemann und wollte seiner Frau die Larve vom Gesichte reißen.

— Elender Hanswurst, donnerte ihr Begleiter, Du wagst es, die heilige Maskenfreiheit anzutasten?

— Ich habe ein Recht dazu ... diese Maske ist meine Frau!

— Hanswurst, Du lügst! erklärte Arlechino und versetzte mit der geballten Faust dem gebrechlichen Alten einen so heftigen Schlag auf den Magen, daß Signor Martignano zur Belustigung aller An-

dern niederfiel und ganz gegen seinen Willen einen Purzelbaum schoß.

Als der ärmste aller Polichinells sich von diesem Fall erhoben hatte, waren Colombine und Arlechin längst wieder verschwunden.

Der Alte schoß nun wie ein angeschossenes Wildschwein von einem Ende des Platzes zum andern, um sein Weib zu suchen.

Pulcheria aber saß schon lange an der Seite Casanova's in einer Gondel, die das seelige Paar nach Murano trug, wo sie im stillverschwiegenen Zimmer eines Fischers sich ungestört den Freuden des Carnevals überließen.

IX.

Signor Filippo aber, dessen Aufregung sich nicht beschreiben läßt, schwitzte am ganzen Leibe. Von frühem Morgen bis in die späte Nacht rannte er wie ein Wahnsinniger unter den Masken auf und ab, fragte jede derselben, ob sie sein Weib gesehen habe,

klapperte vor Kälte, heulte vor Wuth und war der Letzte, der, eine Stunde nach Mitternacht, den Marcusplatz verließ, um wie ein halbtodt gehetzter Jagdhund in seine Wohnung zu eilen.

Pulcheria lag im Bette und schlief.

— Wach' auf! schrie er und rüttelte sie aus süßem Traume auf.

— Was giebts? fragte das brave Weib.

— Du kannst noch fragen? Beichte, Schlange, oder stirb!

— Denk' an den Schrank, Filippo, sagte Pulcheria und kehrte ihm den Rücken zu.

— Verflucht! schrie der arme Mann und fing zu zittern an.

Hanswurst hatte sich eine Kolik geholt.

Tullia Manini.

I.

Venedig stand am Vorabende großer Ereignisse.

Im Palazzo Manini, am Rialto, saß in der Nacht vom dreißigsten April des Jahres 1797 der Doge von Venedig, Ludovico Manini, das sorgenmüde Haupt auf den linken Arm gestützt und mit der Rechten die vergilbten Pergamentblätter eines uralten Manuscriptes umwendend, dessen Weissagungen das Oberhaupt der Republik mit grauenvoller Ahnung zu erfüllen schien. Jetzt fiel sein Blick auf folgende Stelle:

„Se non cangi pensier, un secol solo
Non conterà sopra'l millesimo anno
Tu libertà, que va fuggendo a volo.“

— Unglückliches Venedig, rief der Doge aus, im Buche des Schicksals stehts geschrieben, daß Deine Freiheit nicht länger als eilfhundert Jahre währen

soll. Als Venedigs Tribunen Paolo Anafesto zum ersten Dogen ausgerufen hatten, schrieb man 697. Seitdem sind gerade eilf Jahrhunderte verflossen und mit blutiger Drohung steht jetzt das verhängnißvolle Jahr 1797 vor meinem Geiste und ruft mir die schreckenvollen Worte zu: „Du, Ludovico Manini, wirst die Reihe der Dogen beschließen; unter Deinem Scepter wird Venedigs letzte Freiheitsstunde schlagen.“ Leider sehe ich diese Prophezeihung früh genug in Erfüllung gehen. Hannibal ante portas! Von Mailand aus hat uns der Ober-General des französischen Heeres, Napoleon Buonaparte, den Krieg erklärt. Der sechstägige Waffenstillstand, den er uns bewilligt hat, ist abgelaufen. Morgen soll der große Rath entscheiden, ob die Republik des heiligen Marcus zu den Waffen greifen, oder sich auf Gnade und Ungnade ergeben soll. O Tag des Unheils, hätte ich Dich nie erlebt! jammerte der Doge und überließ sich dem Schmerze, der seinem Auge glühendheiße Thränen erpreßte, die tropfenweise auf die weissagenden Pergamentsblätter niederfielen.

In demselben Augenblick öffnete sich eine geheime Tapetenthür, durch die eine weiße Gestalt,

mit brennender Wachskerze in der Hand, fast geräuschlos in die Gallerie hineinschwebte.

— Wer da? schrie der Doge, tief erschreckt.

— Tullia ists, Tullia, Deine Tochter, Tullia, Dein einziges Kind!

— Engelskind, was hat Deine Ruhe gestört und Dich zu so später Stunde den Armen des Schlafes entrissen?

— O mein Vater, glaubst Du, Deine Tullia wäre so herzlos, schlafen zu können, wenn der Liebste und Beste aller Väter, Venedigs ehrwürdiger Doge, von banger Sorge wach gehalten wird? So eben hat es Zwei geschlagen. Seit einer Stunde hat Dein Kind mit unbeschreiblicher Angst dort, hinter jener Tapetenthür, jeden Deiner Seufzer belauscht, mein Vater, und endlich den Muth gefaßt, sein Versteck zu verlassen, um Dich zu trösten mit aller Macht, die der treuen Liebe eines Kindes, eines einzigen Kindes zu Gebote steht. Vater, rief das reizendschöne Dogenkind, hemme Deiner Thränen Lauf und vertraue Jenem, der Alles zu unserm Besten lenken wird.

— Die Republik, Tullia, ist unerrettbar verlo-

ren. Ich kenne die Stimmung des großen Raths. Zu feig, um an Vertheidigung zu denken, wird er die Waffen strecken und kriechend unterhandeln mit Buonaparte, der, siegestrunken und übermüthig gemacht durch das Glück, das seinem Heere folgt, uns harte, demüthigende Friedensbedingungen vorschreiben wird.

— Er also ist Venedigs Unglücksstern?

— Napoleon Buonaparte ist ein neuer Attila, der verheerend von einem Reiche zum andern zieht und alle Throne stürzt.

— Und wo haust jetzt diese Gottesgeißel?

— In Mailand!

— Und glaubst Du, mein Vater, daß Venedig gerettet wäre, wenn dieser Attila unschädlich gemacht würde?

— Der General ist die Seele der ganzen Armee. Sein Name ist ein Talisman, der ihre Fahnen von einem Siege zum andern treibt. Ohne ihn wäre sein Heer eine Riesenschlange ohne Kopf.

— Dann will ich noch heute nach Mailand.

— Kind, was willst Du dort?

— Jener Schlange den Kopf abschlagen, die

Republik des heiligen Marcus von diesem Attila befreien, ihn ermorden, wie Charlotte Corday die Gottesgeißel der französischen Republik, den elenden Marat, ermordet hat.

— Tullia, willst Du auf das Haupt Deines unglücklichen Vaters auch noch den Schimpf wälzen, daß sein Kind der Manini reinen Namen durch Meuchelmord befleckt? Laß ab von diesem blutigen Vorhaben ... wirf Dich nicht zur Nemesis der Geschichte auf. Laß Alles kommen, wie es kommen soll. Vater, sagtest Du vorhin, vertraue Jenem, der Alles zu unserm Besten lenken wird. Ich rufe Dir Deine eigenen Worte zu und ermahne und beschwöre Dich, mein frommes Mädchen, bei Allem, was Dir lieb und heilig ist, so blutigen Gedanken keinen Raum zu geben in Deines Herzens unverdorbener Reinheit. Komm, Kind, laß uns schlafen gehen und unsere Zukunft, unser ganzes Heil unter den Schutz des großen Richters stellen, der uns schirmen wird mit den Flügeln seiner weltdurchströmenden Huld, denn Gott ist gerecht, Gott ist gnädig. Sein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden! betete der Doge.

— Amen! stöhnte das bleiche, geisterhafte Mädchen.

II.

Am Morgen des folgenden Tages sah man den Dogenpalast mit einem zwiefachen Gürtel von Infanterie und Artillerie umringt; alle Gewerke standen unter den Waffen und zahlreiche Streifwachen durchzogen die Stadt, um in einigen entferntern Theilen, in welchen Aufruhr ausgebrochen war, die Ruhe herzustellen. Aber trotz aller Vorsichtsmaaßregeln wuchs von Stunde zu Stunde die Zahl der Aufrührer, die mit dem wilden Geschrei: Es lebe die Freiheit! Es lebe der heilige Marcus! Nieder mit der Aristokratie! Untergang dem Dogen! durch die engen Straßen strömten und Alles, was ihnen nicht folgen wollte, gewaltsam mit sich fortrissen.

Während hier und dort verstärkte Patrouillen vereinzelte Volkshaufen durch Waffengewalt aus einander sprengen mußten, waren im großen Saale

des Dogenpalastes 609 Patricier, kaum die Hälfte des großen Rathes, versammelt, um den Bericht des Dogen zu vernehmen. Es war todtenstill, als Ludovico Manini, im vollen Ornate, blaß wie eine Leiche, den schwanken Thron bestieg, der „Blüthe des Volkes von Venedig" die traurige Lage der Republik auseinandersetzte und die anwesenden Nobili mit aller Begeisterung, die ihm zu Gebote stand, im Namen des heiligen Marcus aufforderte, das Wohl des vom übermüthigen Feinde schwer bedrohten Vaterlandes fest im Auge zu behalten und nur das zu beschließen, was Jeder unter ihnen einst nach seiner innigsten Ueberzeugung vor den Assisen der Geschichte und vor dem Richterstuhle seines Gewissens werde verantworten können.

— Senatoren von Venedig, in Euere Hände legt Sanct Marcus die Zukunft seines Löwen. Ihr habt nun zu wählen zwischen Freiheit und Sklaverei, zwischen Leben und Tod. Denkt an Euere ruhmgekrönten Vorfahren und beschließt, was ihrer und Eurer würdig ist. Laßt Euch durch Furcht vor der Uebermacht der Feinde nicht abschrecken, Euer schönes Vaterland bis zum letzten Augenblicke Eures Lebens

mit Löwenmuth zu vertheidigen. Bedenkt, daß seit vierzehnhundert Jahren kein feindlicher Fuß den geheiligten Boden der sieggeschmückten „Meereskönigin" entweiht hat. Bedenkt, daß einer Eurer Dogen, Sebastiano Ziani, mit einer Handvoll Schiffe die verbündete Flotte eines deutschen Kaisers und der genuesischen Republik vernichtet hat. Volk von Venedig, zeige Dich stark und muthig wie damals, dann wirst Du auch Frankreichs Tricolore im Schooße Deiner Lagunen begraben. Sieg oder Tod sei unsere Losung!

So schloß die Rede des Dogen, der, von innerer Aufregung erschöpft, zitternd die Stufen des Thrones herniederstieg und der Berathung freien Lauf ließ.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Der Sturm der Debatten währte drei volle Tage.

Am 3. Mai wurde endlich mit 512 Stimmen gegen 25 der feigherzige Beschluß gefaßt, Venedigs eilfhundertjährige Unabhängigkeit aufzugeben und mit der Republik Frankreich Frieden zu schließen um jeden Preis. Das einst so mächtige Venedig fühlte sich jetzt dergestalt schwach, daß nur 25 Mitglieder des großen Rathes — unter ihnen der Doge —

den Muth besessen hatten, einen Augenblick an Vertheidigung zu denken.

Als der Senatsbeschluß in der Stadt bekannt geworden war, wuchs die Aufregung dergestalt, daß nur durch brutale Gewalt der Waffen die Insurrection des für die Freiheit der Republik erglühenden Volkes unterdrückt werden konnte. 512 feige Edelleute hatten über das Schicksal eines ganzen Volkes entschieden. Ludovico Manini wurde, ohnmächtig, in einer Sänfte nach seinem Privatpalast getragen.

Tullia widmete dort dem unglücklichen Vater so viel zärtliche Sorgfalt, so viel rührende Liebe, daß er in den Armen seines Kindes bald zu neuem Leben erwachte.

— Vater, rief das heldenmüthige Mädchen, noch ist Venedig nicht ganz verloren. Eine Stimme des Herzens sagt mir, daß der Stern des heiligen Marcus, dem Erlöschen nahe, von Neuem aufflammen und alle andern Sonnen Italiens verdunkeln wird.

Der Doge aber schüttelte das Haupt und wiederholte mit tonloser Stimme die unheilvolle Prophezeiung:

Se non cangi pensier, un secol solo
Non conterà sopra 'l millesimo anno
Tu libertà, que va fuggenda a volo.

Und der Doge und seine Tochter senkten das Haupt und saßen niedergeschlagen wie die trauernden Propheten auf den Trümmern von Babylon.

III.

Laut dem am 16. Mai zu Verona abgeschlossenen Vertrage hatte Venedig sich verpflichtet:

1. Die Hauptstadt der Republik den französischen Truppen einzuräumen,
2. Sechs Millionen Francs Brandschatzung zu zahlen,
3. Dem Obergeneral Napoleon Buonaparte und der von ihm niedergesetzten Commission, an deren Spitze Daunou stand, fünfhundert der werthvollsten Handschriften der Marcus-Bibliothek *),

*) Dieser Bücherschatz ist ursprünglich eine Schöpfung

4. Zwanzig der berühmtesten Bilder von Tizian, Tintorett, Palma vecchio und andern Koriphäen der venezianischen Schule, und
5. jene vier weltberühmten Rosse, welche vom mittelsten der fünf Portale der Marcuskirche herniederschauen, am Tage des Einzugs auszuliefern.

Diese Rosse, auf welche Venedig seit fünfhundertneunzig Jahren mit gerechtem Stolze hinaufgeblickt, sind aus der Werkstatt eines der größten Künstler Griechenlands hervorgegangen. Der Schöpfer derselben, ein Zeitgenosse Alexanders von Macedonien, Lysippus von Sikyon, hat sich durch sie ein Denkmal gesetzt, das ein fast zweitausendjähriger Zeuge seines unvergänglichen Künstlerruhmes ist. — Für welche Stadt Griechenlands dies Viergespann

---

Petrarca's, der seine Bibliothek dem Senate von Venedig abtrat und dafür eine lebenslängliche Pension und ein Haus als freie Wohnung erhielt. Dieses Haus, in dem einst auch Boccaccio gewohnt, liegt auf der Riva de' Schiavoni Nummer 4144 und ist mit einer Marmortafel geschmückt, welche Kunde davon giebt. Im Jahre 1468 erhielt die Bibliothek eine starke Vermehrung durch den Cardinal Bessarion, dessen Bildniß im Vorsaale der Bibliothek zu sehen ist.

ursprünglich bestimmt gewesen war, hat keiner von allen Geschichtsforschern bis jetzt ermitteln können. In der Mitte des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung finden wir diese Rosse im weltbeherrschenden Rom, wo sie zuerst Nero's und später Trajan's Triumphbogen geschmückt haben sollen. Im Jahre 330 nach Christi Geburt wanderten sie mit Constantin dem Großen nach seiner prachtgeschmückten Residenz am Bosporus. Dort blieben sie neunhundert Jahre Zierde und Stolz des Hippodroms. Im Jahre 1204 wurde Constantinopel vom einundvierzigsten Dogen, Henrico Dandolo, erobert. Ein Jahr später schickte dessen Nachfolger, Pietro Zani, den Marino Zeno als Podestà ins eroberte Byzanz, und dieser Zeno sandte noch in demselben Jahre die „Wächter des Hippodroms", begleitet von andern Kunstschätzen, nach Venedig, das mit dieser Siegesbeute den Eingang seiner schönsten Kirche verherrlichte. Jedes dieser Rosse, an welchen noch jetzt Spuren ehemaliger Vergoldung zu sehen sind, wiegt siebenzehnhundert Centner. Nach einem der venezianischen Historiographen sollen die Augen dieses Viergespanns einst nußgroße Edelsteine gewe-

sen sein, deren Glanz den großen Constantin dergestalt beleidigt haben soll, daß er einst den Befehl gegeben habe, diese Rosse zu blenden, d. h. ihnen die diamantenen Augen auszureißen und mit denselben das Diadem seiner Mutter, der heiligen Helene, zu schmücken. Im Uebrigen haben die Gelehrten über Ursprung und Geschichte dieser Pferde so unendlich viel zusammengefabelt, daß das Wahre vom Falschen schwer zu sondern ist*).

---

*) Es existiren darüber folgende Streitschriften: 1) Narrazione storica dei quattro Cavalli di Venezia, von Leopoldo Cicognara, Venezia 1815. 4. 2) Notizie storiche sui Cavalli, von Nicolo Bettoni, Padova 1815. 8. 3) Lettera sui quattro Cavalli, von Andrea Mustoxidi, Padova 1816. 8. 4) Osservazioni sui Cavalli di Venezia, von Girolamo Antonio Dandolo, Venezia 1817. 8. Mustoxidi behauptet, daß diese Pferde erst im fünften Jahrhundert, auf Befehl des Kaisers Theodosius, von Chios nach Constantinopel gekommen seien.

IV.

Der 16. Mai war ein Tag der Trauer. Venedig, das bis dahin keine feindlichen Truppen gesehen hatte, hörte an jenem Tage dreitausend Franzosen mit klingendem Spiele auf den Marcusplatz ziehen, wo sie, zur Musterung aufgestellt, einen glänzenden Phalanx bildeten. Die alten Rosse Zeno's schienen wehmüthig herabzuschauen auf die dreifarbigen Fahnen, deren stolzes Wehen jedem Venezianer ein höhnendes „Fuimus Troës" zuflüsterte.

Als es zu dunkeln begann, stimmte die französische Regimentsmusik zuerst jene weltberühmte Hymne an, welche das republikanische Heer von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg geführt. Dumpf tönten die Glocken von Sanct Marcus, als die kriegerische Melodie der Marseillaise das Volk von Venedig dergestalt begeisterte, daß es mit lautem Jauchzen das Siegeslied seines Feindes vernahm.

— Wer ist der Componist dieses Liedes? fragte ein Enthusiast der Musik einen der französischen Offiziere.

— Er ist Einer der Unsrigen . . . ein Soldat.

— Und sein Name? fragte der Venezianer.

— Rouget de Lisle, antwortete der Offizier mit leicht verzeihlichem Stolze.

— Diese Franzosen, sagte eine vorüberwandelnde Courtisane zu ihrer alten Begleiterin, sind hübsche Leute und werden, hoffentlich, etwas Abwechslung in unser einförmiges Leben bringen.

— Die verfluchten Franzosen, brummte ein alter eifersüchtiger Ehemann vor sich hin, sie werden viel Unheil anstiften; sie werden unsere Weiber verführen; sie werden uns ihre elende Sprache aufdrängen; sie werden ihre Sitten, ihre Moden bei uns einschmuggeln und uns zu Franzosen machen.

— Hast Du gehört, was geschehen ist? fragte ein Gondolier den andern.

— Was ist geschehen?

— Eine Stunde nach dem Einrücken der Franzosen sind aus der unterirdischen Kapelle des Campanile die Gebeine des heiligen Marcus gestohlen worden.

— Jesus, Maria und Joseph, schrie der Andere, dann sind wir verloren!

— Morgen früh, ehrwürdiger Vater, sagte ein junger Nobile zu einem alten feisten Pfaffen, werden Zeno's Rosse herabgenommen und nach Paris geschickt.

— Dies Unglück ist allenfalls noch zu ertragen, meinte der ehrwürdige Herr.

— Morgen früh werden fünfhundert der werthvollsten Manuscripte der Marcus-Bibliothek ausgeliefert ...

— Auch darüber werde ich mich trösten ...

— Zwanzig unserer schönsten Gemälde wandern nach Frankreich ...

— Meinetwegen! sagte der Pfaff.

— Der Ober-General will, wie ich höre, alle Klöster aufheben und alle Pfaffen fortjagen ...

— Fluch dem Elenden! rief der Pfaff, Fluch den Kirchenräubern!

— Genau betrachtet, sagte ein Bürger zum andern, können wir froh sein, daß unsere sogenannte Republik ihr Ende erreicht hat. Die Franzmänner bringen uns Freiheit und Gleichheit und befreien den Bürger vom Drucke des Adels, den Gott und der heilige Marcus verdammen möge.

— Amen, Amen! flüsterte leise der Andere.

Während die eine Hälfte der Bevölkerung den Feind im Stillen verwünschte, die andere mit lauter Stimme den Umsturz der alten Ordnung, den Untergang der Adelsherrschaft, das Ende der Inquisition pries, spielte die Regimentsmusik jene Märsche, bei deren Klängen Napoleon Buonaparte, ein zweiter Hannibal, seinen Heereszug über die Alpen geführt hatte.

— Vive la liberté! jubelten die Franzosen.

— Evvivà San Marco! schrieen die Venezianer.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Acht Tage nach dem Einzuge der Franzosen trat an die Stelle des aufgelösten großen Rathes eine provisorische Regierung von sechszig Mitgliedern, die Tags darauf, am 25. Mai, die Gefängnisse der Staatsinquisition niederzureißen und die Löwenrachen, jene schrecklichen Zeugen tausend falscher Anklagen, zu vernichten befahl.

Das Volk von Venedig löste sich freiheitträumend in lauten Jubel auf.

— Evvivà la libertà! jubelten die Venezianer.

— A bas l'inquisition! schrieen die Franzosen. Und Beide waren nun nicht mehr Feinde.

Am 4. Juni wurde auf dem Marcusplatze am Fuße des neugepflanzten Freiheitsbaumes unter dem tausendstimmigen Jubelgeschrei des Volkes das goldene Buch, das Familienregister des verhaßten Adels, verbrannt, und am Abende dieses Freudenfestes erglänzte die bella Venezia im Strahlenschmucke feenhafter Beleuchtung. Draußen herrschte lauter Jubel; im Innern der Paläste aber betrauerte die besiegte Aristokratie den Untergang ihrer vierzehnhundertjährigen Macht, den Sonnenaufgang einer neuen Aera.

V.

Im Palaste des ehemaligen Oberhauptes der venezianischen Republik wohnte der Obrist Merlinville, Adjutant des Obergenerals Napoleon Buonaparte.

Sein liebenswürdiges Benehmen, die zarte Aufmerksamkeit, die er bei jeder Gelegenheit der gesunkenen

Größe, dem Ex-Dogen erwies, hatte ihm in wenigen Tagen die Zuneigung der Tochter Manini's verschafft. Tullia gestand sich mit Zittern und Zagen, daß dieser Franzose all' jene Vorzüge besaß, mit denen sie das Ideal ihrer Träume ausgeschmückt hatte. Auf seiner hohen Stirn prangte die ernste Würde des Helden; aus seinem Auge leuchtete das Feuer edler Begeisterung. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Imposantes, das ihm eine zwiefache Glorie, den Strahlenglanz eines Kriegsgottes und den Nimbus eines homerischen Helden um die jugendliche Stirn flocht.

— Er ist ein Ajax! rief die Tochter des Dogen, als sie ihr Ideal, mit der dreifarbigen Schärpe geschmückt, im vollen Glanze seiner goldgestickten Uniform erblickte. Welch ein Mann! flüsterte sie leise vor sich hin und ließ ihr Auge mit zitterndem Wohlgefallen auf seiner männlich-schönen Heldengestalt ruhen.

Bald darauf befand er sich in ihrem Zimmer.

— Signora, sagte er, Sie waren gestern Abend so freundlich gewesen, sich mit mir über die Literatur Ihres schönen Vaterlandes zu unterhalten. Ich habe

in diesem Gespräche mit Ihnen so viel gelernt, daß ich nicht erwarten kann, auch Ihr Urtheil über die Künste Italiens, vor Allem über die Musik, zu erfahren. Zürnen Sie mir, wenn ich Sie frage, welcher von allen jetzt lebenden Componisten so glücklich ist, Ihr Liebling zu sein?

— Ich liebe Keinen so sehr als Zingarelli.

— Welch eine Uebereinstimmung des Geschmacks! Der Componist der reizenden Oper „Romeo e Giulietta" ist auch mein Liebling, und ich habe den Maestro Zingarelli jetzt noch einmal so lieb, da ich weiß, daß auch Sie ihn lieben.

— Romeo's Arie „Ombra adorata" ist, nach meiner Ansicht, das Schönste, was die neuere Musik Italiens bis jetzt aufzuweisen hat, sagte Tullia.

— Die ganze Oper machte so großen Eindruck auf mich, daß ich ihn um diese Schöpfung mehr beneidete als manchen Feldherrn um einen glänzend erkämpften Sieg. O wer doch auch so componiren könnte, wie Maëstro Zingarelli! Nächst ihm giebt's für mich nur noch Einen, der Musik zu schreiben versteht, und dieser Eine . . .

— Ist Paisiello! rief Tullia mit schöner Begeisterung.

— Wunderbar, daß auch hier mein Geschmack der Ihrige ist. Paisiello's Musik hat für mich einen ganz eigenthümlichen Zauber. Stundenlang kann ich seinen Melodien lauschen, ohne durch sie ermüdet zu werden. Seine Musik hat etwas Beruhigendes, das alle Leidenschaften, die unser Herz bestürmen, in süßen Schlummer und holde Träume wiegt.

— Und welche von Paisiello's Opern sagt Ihnen am meisten zu?

— Sein „Rè Teodoro in Venezia."

— Sie ist ein in Musik gesetztes Pasquill ...

— In dem mehr Witz und Laune, als in manchem unserer sogenannten Lustspiele zu finden ist *).

*) Der Text dieser äußerst komischen Oper ist vom Dichter der „Animali parlanti," dem Abbé Casti, der den Stoff zu diesem Libretto vom Kaiser Joseph erhielt. Die Hauptfigur dieser Oper ist der geldarme, neugebackene und bald wieder flüchtig gewordene Beherrscher von Corsika, Theodor von Neuhof, der so tief im Schuldenbuche seines Gastwirths steckt, daß er nur durch die List, dessen Tochter heirathen zu wollen, sich eine kurze Galgenfrist verschafft. Dieser „Rè senza regni e denari" ist eine Persiflage auf den damals mit großem Pompe

Nach Zingarelli und Paisiello steht noch ein dritter Name auf der Liste meiner Lieblinge und dieser Dritte . . .

— Heißt Cimarosa.

— Errathen, Signora! Sein „Matrimonio segreto" ist nach meiner Ansicht ein Meisterwerk, das vergebens seines Gleichen sucht. Ach, Signora, ich möchte Kaiser von Frankreich oder König von Italien sein, blos des Vergnügens willen, dies Triumvirat an meinen Hof zu ziehen!

— Sie lieben also die italienische Musik?

— Mehr als die französische . . .

— Und warum? fragte Tullia.

— Weil die Musik Ihres schönen Vaterlandes weit sanfter als die unsere ist . . .

— Sie scheinen mir in diesem Punkte nicht ganz ohne Vorurtheil. Auch Frankreich besitzt ein Paar Componisten, auf die es stolz sein darf. Méhul und . . .

---

umherreisenden König Gustav von Schweden, dessen Aufwand dem bescheidenen Sohne Maria Theresiens verhaßt war. Kaiser Joseph schenkte dem Componisten dieser Oper eine goldene Tabatiere und 1000 Stück Kremnitzer Dukaten.

— Grétry! fügte Merlinville rasch hinzu. Alle Andern aber machen zu viel Lärm.

— Obrist, was halten Sie von Cherubini?

— Er ist ein Componist, dessen Musik mit einem Fuße in Italien, mit dem andern in Frankreich steht ... ich höre ihn lieber in der Kirche als auf der Bühne ...

— Erzählen Sie mir etwas von Ihren Theatern. Hat Ihr Frankreich große Schauspieler?

— Ich kenne nur Einen ...

— Und dieser Eine?

— Ist Talma, ein himmelstürmendes Talent, ein Heros, für den ich schwärme. Dieser Talma, ein Gott der Tragödie, ist der David unserer Mimen.

— Und David?

— Ist der Talma unserer Maler. Jede Rolle von Talma ist ein Stück Kunst-, jedes Bild von David ein unvergängliches Stück Welt-Geschichte. Eines der schönsten Werke des Letztern ist Buonapartens Zug über den Sanct Bernhard ...

— Ich habe viel von diesem Bilde gehört, es aber nie gesehen ...

— Signora soll, sobald wir nach Paris heimkehren, eine Copie dieses Bildes erhalten ...

— Verzeihen Sie, Obrist, wenn ich Sie bitte, mich damit zu verschonen ...

— Weshalb? fragte Merlinville.

— Obrist, ich hasse den General Buonaparte ...

— Wie, Tullia, sagte der Soldat mit jenem Lächeln, durch das Alles bezauberte, Sie hassen einen Mann, den Sie gar nicht kennen? Was hat der arme General Ihnen jemals zu Leide gethan, daß Sie selbst sein Bild nicht sehen wollen?

— Hab' ich nicht ein Recht, ihn zu hassen! Er hat Venedigs weißen Ruhm befleckt ... er hat meinem Vaterlande die Freiheit geraubt ...

— Venedig, Signora, hat die wahre Freiheit nur dem Namen nach gekannt. Zu allen Zeiten war Venedigs Volk ein willenloser Sklave des übermüthigen Adels ...

— Unter der Knechtschaft dieses Adels war Venedig eilf Jahrhunderte eine blühende Republik, eine gefürchtete Macht, die unumschränkte Königin des adriatischen Meeres! Was ist sie jetzt? Ein gestürzter Coloß, ein erobertes Land, eine französische Provinz!

— Frankreich wird das Volk von Venedig aus der Sklaverei der Aristokratie befreien und dem letzten Bürger dieselben Rechte wie dem ersten Patrizier einräumen. Signora, ist General Buonaparte darum wirklich so hassenswerth?

— Obrist, ich verabscheue ihn!

— Und das sagen Sie seinem ehemaligen Schulkameraden, seinem jetzigen Adjutanten? fragte Merlinville mit ruhigem Lächeln.

— Damit er durch Sie erfahre, daß in Venedig ein Wesen lebt, das ihn verwünscht. Obrist, sagen Sie dies Ihrem General!

— Tullia, es würde ihn unglücklich machen zu wissen, daß ein Engel Ihrer Art ihm zürnt.

— Ich fluche ihm! rief Tullia.

— Noch einmal, Signora, wage ich zu fragen, was mein armer Freund verbrochen hat, daß ein so sanftes Wesen, wie Sie, ihm fluchen kann?

— Signor, Sie errathen das nicht? Er hat meinen armen unglücklichen Vater vom Sonnenglanze des Thrones in den Abgrund der Verzweiflung gestürzt. Noch vor wenig Tagen war ich die Tochter

des Dogen von Venedig ... jetzt bin ich ein armes unbekanntes Geschöpf.

— Signora Manini, sagte der Obrist mit dem ihm eigenthümlichen Zauber herzgewinnender Freundlichkeit, ist ungerecht gegen sich und ihr Geschick. Mag aus Venedig werden, was da will, Tullia Manini bleibt immer die schönste Perle im Diademe dieser Königin des Meeres. — Ich weiß nicht, Signora, wer gesagt hat, daß jede Venezianerin eine geborene Prinzessin sei; so viel aber weiß ich, daß die Letzte der Manini die Erste ihres Geschlechts, die Krone aller Frauen von Venedig ist ...

— Franzosen sind die ersten Meister in der Kunst zu schmeicheln ...

— O dann bin ich kein Franzose, denn ich liebe vor Allem die Wahrheit, und wie tief es mich auch schmerzen mag, meinen armen Freund Napoleon von Ihnen gehaßt und verwünscht zu wissen, so freut es mich doch, daß Signora so viel Muth besitzt, aus der Gesinnung ihres Herzens kein Geheimniß zu machen ...

— Obrist, es gewährt mir Freude, es gewährt mir eine Art Genugthuung, aller Welt zu sagen, daß

ich diesen übermüthigen Buonaparte, den ganz Europa knechtisch bewundert, aus dem Grunde meiner Seele hasse und verabscheue . . .

— Hüten Sie sich, Signora, diesen Haß laut werden zu lassen . . . der General könnte sonst auf die grausame Idee verfallen, sich blutig an Ihnen zu rächen . . .

— Wodurch? fragte Tullia mit allem Stolze, der ihrer Schönheit zu Gebote stand.

— Tullia, vom Hasse bis zur Liebe giebts oft nur Einen Schritt! Wie häufig ist es geschehen, daß ein Frauenherz, nicht minder stolz und edel als das Ihre, den Mann, den es gestern noch gehaßt, heute, ohne es selbst zu wissen, zu lieben angefangen hat?

— Wie, mein Herr, fragte die Tochter des Dogen mit bitterm Lächeln, Sie könnten mich fähig halten, jemals einen Mann zu lieben, der mein Vaterland erniedrigt, meines Hauses Glanz und Ehre getrübt hat?

— Hat nicht Cleopatra, die Tochter des gestürzten Ptolomäer-Königs, den Besieger ihres erlauchten Vaters geliebt?

— Obrist, General Buonaparte ist kein Antonius ...

— Das gebe ich zu; doch ist er ein Mann, der das Herz der Frauen so genau als das Innere jeder andern Festung kennt. In einigen Tagen, Signora, kommt der General nach Venedig, um Italiens Zukunft zu ordnen. Sein Adjutant erbittet sich schon heute die Erlaubniß, Ihnen den General vorstellen zu dürfen ...

— Merlinville, ich mag ihn nicht sehen!

— Ei, ei, schon diese Furcht beweist, daß Sie für meinen Freund etwas mehr empfinden, als bloßen Haß ...

— Sie haben Recht, ich verabscheue ihn!

— Signora, darf ich eben so offen reden als Sie, so gestatten Sie mir, Ihren Haß und Abscheu vorläufig zu bezweifeln. Ihr Sträuben, ihn kennen zu lernen, entspringt — verzeihen Sie, wenn ich irre — einzig und allein aus der Ahnung, daß der Mann, den Sie zu hassen glauben, mächtig genug wäre, Ihnen Achtung, vielleicht gar Liebe einzuflößen ...

— Signor, ich finde diese Behauptung sehr gewagt ...

— Und dennoch richtig, denn auch ich kenne das Herz der Frauen und weiß, daß sie nur den zu hassen vermögen, den sie zu lieben im Stande wären ...

— Obrist, dann muß ich Ihnen sagen, daß ich im Stande wäre, auch Sie zu hassen ...

— Tullia! rief der Obrist, hoch entzückt vom Geständniß ihrer Liebe, Sie sagten da ein Wort ...

— Das Sie längst hätten errathen können, sprach die Tochter des Dogen, erröthend die Augen niederschlagend.

— Signora, ich bin ehrgeizig wie jeder Soldat. Nun aber tausche ich selbst mit Buonaparte nicht, denn Tullia Manini, die Krone aller Frauen, die Blüthe aller Engel, sie liebt mich ...

— Mit der ganzen Gluth der ersten Liebe! rief Tullia und flog weinend an sein Herz.

— Armer Napoleon! rief er aus. Welcher von Deinen Siegen wäre glänzend genug, sich mit dem Meinigen zu messen? Der Stern, der Dir bei Arcole geleuchtet hat, wie klein und dürftig ist er gegen den

Glanz der Sonne, der jetzt an meinem Herzen ruht!

Der Obrist hauchte einen Kuß auf ihre Stirn. Es war der erste Kuß, den eines Mannes Mund der keuschen Lilie gab. Sie schloß die Augen; ihr Herz aber öffnete sich gleich einer Knospe, die sich vom ersten Strahle der Frühlingssonne wachgeküßt fühlt. An den Wimpern hingen Thränen, die wie blitzende Thautropfen auf den Purpur ihrer Wangen niederfielen.

Der Obrist betrachtete mit stiller Andacht die liebeverklärten Züge des Mädchens, das mit der Züchtigkeit einer Madonna an seinem laut klopfenden Herzen lag. Von der Macht ihrer Reize überwältigt, raffte er die ganze Kraft seines Geistes zusammen und sagte:

— Verzeihen Sie, Signora, wenn ich zum ersten Male in meinem Leben mein Heil und das Ihrige in der Flucht suche. Jeder Augenblick längern Verweilens brächte uns Gefahr. Besiegt räume ich das Feld, setzte er hinzu, drückte sie an sein Herz und stürmte fort.

— Welch' ein Mann! rief Tullia und zerfloß in Thränen.

VI.

Im Herzen der armen Tullia tobten nun zwei gleich gewaltige, gleich mächtig verheerende Leidenschaften: eben so groß und kühn als ihr Haß gegen Buonaparte war ihre Liebe zu Merlinville. In Ersterem erblickte sie den bösen Geist der Vernichtung, eine neue Gottesgeißel, in Letzterem die Incarnation ihres Ideals, in dem sich alle Tugenden vereinigten, um ihn zum „Mann aller Männer" zu erheben. Der Obrist war nicht blos Soldat, er war auch Poet, Poet im schönsten Sinne des Worts.

Eines Morgens fand Tullia, aus der Kirche heimkehrend, in ihrem Zimmer einen Blumenstrauß und dabei folgendes Gedicht:

Quoi de plus gracieux qu'une perle? — Une fleur!
Qu'une fleur? — Une blonde étoile,
Qu'une étoile? — Un ange qui voile

Un doux nuage de paleur.
Et qu'un ange? — Une jeune fille,
Qui, sainte à la fois et gentille,
Se nomme étoile, perle, ange, Tullie ou fleur!

— Diese Blumen, diese Verse sind von ihm! rief sie aus und verschlang den Duft dieser Blumen und die Poesie dieser Verse, die sie mit Perl und Blume, mit Stern und Engel verglichen.

Mit dem Bouquet an der Brust, eilte sie zu ihrem Vater, um ihm das Gedicht zu zeigen.

— Wer ist dieser Schmeichler? fragte Manini.

— Unser Gast, der Obrist Merlinville.

— Merlinville? wiederholte der Ex-Doge mit wehmüthig-bitterm Lächeln.

— Vater, ich liebe ihn, rief das Mädchen mit jenem ungezügelten Enthusiasmus, welcher der ersten Liebe jeder Italienerin eigen ist.

— Wie, meine fromme Tullia kann sich gegen Venedig und ihren alten Vater so schwer versündigen, einen unserer Feinde, einen Franzosen, zu lieben?

— Vater, ich liebe ihn nicht, ich bete ihn an! rief Tullia mit glühender Begeisterung.

— Und was giebt Dir den Muth, diesen Frevel mir zu beichten?

— Deine Liebe zu mir! Ich bin Dein einziges Kind, mein Vater, mein Glück ist auch das Deine ...

— Es ist ein Bedürfniß meiner Seele, Tullia, jeden Deiner Wünsche zu erfüllen, bis auf Einen ... Nie werde ich zugeben ...

— Halt ein, Vater, halt ein! Hab' Mitleid! Hab' Erbarmen! Sprich nicht das Todesurtheil Deines einzigen Kindes aus ... Deine Tullia kann nicht leben ohne Merlinville ...

— So spricht der Wahnsinn!

— So spricht die Liebe, die jeden Nerv meines Lebens durchbebt.

— Und glaubst Du, armes, unglückliches Kind, daß auch er Dich liebt?

— Kannst Du diese Verse lesen und daran zweifeln?

— Bist Du Deiner Sache so ganz gewiß? Hast Du seine Liebe auf irgend eine Probe gestellt?

— Bis jetzt noch nicht, doch werde ichs, und

Merlinville — mein Herz sagt es mir — wird jede Probe bestehen.

— Tullia, laß ab von dieser Liebe, die Dich, armes Kind, ins Verderben stürzt. Traue den Schwüren eines Franzosen nicht ... bekämpfe eine Leidenschaft, die Dich an jähen Abgrund führt, und beweise Deinem grauen, gramgebeugten Vater, daß Du des Kindes schönste Pflicht — Gehorsam — nicht verlernt hast. — Morgen (fuhr Manini nach kurzer Pause fort) wird Obrist Merlinville uns verlassen, um sich ins Hauptquartier des Ober-Generals Buonaparte zu begeben. Lerne im Voraus, ihn vergessen, denn wer weiß, ob er je nach Venedig zurückkehrt.

— Tullia wird ihm folgen.

— Wahnsinniges Kind, wohin?

— Bis ans Ende der Welt, denn noch einmal sag' ich's Dir, mein Vater, ich kann nicht leben ohne Merlinville!

— O dann verwünsche ich den Tag, der diesen Fremden in mein Haus geführt! So stürmt nun ein Unglück nach dem andern auf mich ein, um mich und meines Hauses morschen Stamm auf ewig zu

vernichten. Buonaparte hat meinem greisen Haupte die Dogenkrone und dieser Merlinville meinem zwiefach gebrochenen Herzen das einzige Kind geraubt. O was bleibt mir Armen noch? Nichts als Elend, Schmach und Tod! stöhnte der edle Greis und sank erschöpft auf einen Lehnstuhl.

Tullia warf sich zu des Vaters Füßen nieder, umklammerte seine Knie, küßte seine kalten, bleichen Hände, ließ ihren Thränen freien Lauf und jammerte und flehte:

— Vater, lieber Vater, nimm mir das Leben, aber lasse meine Liebe mir! Wende Deines Segens süße Sonne von mir ab, fluche mir, mein Vater, verwünsche mich, aber verzeihe, verzeihe mir!

— Tullia, Du stehst am Abgrunde des Verderbens . . .

— Vater, laß mich hineinstürzen und darin untergehen!

Vater und Tochter zerflossen in Thränen.

VII.

In ganz eigenthümlicher Lage befand sich Merlinville. Er fragte sich, ob das Gefühl, das er für des Dogen Tochter empfinde, Liebe, reine Liebe sei, und schwankte zwischen Zweifel und Gewißheit.

— Tullia, sagte er zu sich, ist ein Kind, dessen Jugend und Schönheit, dessen Geist und Enthusiasmus Dich interessirt. Oder könntest Du dies Kind wohl auch lieben? Doch wozu diese Frage! Dein Herz, guter Freund, ist ja ohnedies nicht mehr frei. Was soll ich thun? Soll ich großmüthig der Beute meines Sieges entsagen oder sie genießen? Das Letztere wäre schändlich! Ich will Mann sein und auf jeden Triumph, der auf Tullias Niederlage fußt, mit Freuden Verzicht leisten.

Mit diesem Vorsatz eilte er zu ihr.

— Signora, sagte er, ihre Hand erfassend, ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen.

— Auf wie lange? fragte Tullia.

— Auf immer! fügte der Obrist mit leisem Seufzer hinzu.

— Auf immer? wiederholte das leichenblasse Mädchen. Obrist, was treibt Sie schon so schnell aus unserer Nähe?

— Die Pflicht, Signora, der Ehrgeiz! Ich brenne vor Begier, mich von Neuem an der Seite meines Generals ins Gewühl der Schlachten zu werfen, um beim dumpfen Donner der Kanonen die zitternden Schläge meines kranken Herzens zu vergessen . . .

— Merlinville, auch mein Herz ist krank . . . auch das Meine blutet . . . doch ich Aermste der Armen kann mich nicht wie Sie ins Gewühl der Schlachten werfen . . . mein Herz muß langsam verbluten . . .

— Signora, was kann ich thun, um Ihnen den Frieden Ihres Herzens wieder zu geben?

— Verschaffen Sie mir die Ueberzeugung, daß Sie meiner Liebe würdig sind.

— Und wodurch, Tullia, soll ich Ihnen das beweisen?

— Daß Sie mir ein Opfer bringen!

— Alles, was Sie verlangen, sei Ihnen im Voraus gewährt!

— Obrist, ich halte Sie beim Wort! Sie verlassen uns morgen, um sich ins Hauptquartier des Ober-Generals Buonaparte zu begeben ...

— Ich habe ihm wichtige Nachrichten zu überbringen ...

— Als Adjutant haben Sie Gelegenheit, beständig in dessen Nähe zu sein ...

— So ist's!

— Obrist, sprach Tullia, wollen Sie mir einen Beweis Ihrer Liebe geben, so befreien Sie die Welt von dieser Gottesgeißel.

— Wie? sagte Merlinville entsetzt zurückschaudernd, ich soll meinen Schulkameraden, meinen Freund, meinen Vorgesetzten ...

— Ermorden! rief die Tochter des Dogen und ihr Gesicht verklärte sich.

— Tullia, fragte der Obrist tief bewegt, ist dies Ihr Ernst?

— Heiliger Ernst! betheuerte Tullia mit emporgehobener Hand.

— Gut, dann will ich Sie noch heute und zwar jetzt gleich verlassen, erwiderte der Franzose mit krampfhafter Aufregung. Signora, setzte er hinzu,

Sie verlangen von dem Manne, der Sie liebt, ein Opfer, das ihm das Leben kostet. Denn gelingt es mir, den Ober-General zu ermorden, so werden Sie an demselben Tage, an dem Sie den Untergang Ihres Feindes erfahren, auch das traurige Ende Ihres Freundes zu beklagen haben . . .

— Gleich nach vollendeter That müssen Sie fliehen . . .

— Wohin?

— Sie fragen noch? In meine Arme! Dann will ich Sie lieben, wie noch kein Weib auf Erden den Gegenstand ihrer Liebe geliebt hat; dann will ich jeden Augenblick der Angst, die Sie ausgestanden, Ihnen durch Liebe, tausendfache Liebe vergelten; dann sollen Sie erfahren, daß, wie groß auch mein Haß gegen Buonaparte, meine Liebe zu Ihnen millionenmal größer ist, so groß und innig, so wahr und unendlich, daß keine Sprache der Welt sie zu schildern vermag, rief die Tochter des Dogen und stürzte sich an sein Herz.

— Unbegreifliches Kind! sagte Merlinville, sie in seinen Armen haltend, selbst in Deinem Hasse erscheinst Du mir groß und edel, schön und erhaben,

wie jene Charlotte Corday, die ihr Vaterland vom Tyrannen befreien gewollt. Leb' wohl, Tullia, leb' wohl, bald sollst Du von mir hören, sagte der Obrist, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und eilte fort.

Tullia fiel auf die Knie, faltete die Hände und betete:

— Gott der Liebe, Gott der Rache, erhöre mein Flehen! Schirme den Helden, den ich liebe, und vernichte den bösen Geist, der verheerend von einem Reiche zum andern zieht, den neuen Attila, der meines Vaterlandes Freiheit, meines Vaters Krone mit Füßen getreten und die stolze „Königin des Meeres" zu seiner Magd erniedrigt hat. Heiliger Marcus, breite Deine Flügel über Merlinville, der Dich und mich rächen wird, Amen!

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Gleich darauf befand sich der Obrist auf dem Wege nach Mailand.

VIII.

Acht Tage später erhielt Tullia Manini aus dem Hauptquartier Mailand folgende Nachricht:

Signora.

Ich benutze den ersten freien Augenblick, um Ihnen eine Welt voll heißer Grüße zu Füßen zu legen und Ihnen ein Geheimniß zu offenbaren, das mir die ganze Schwere Ihres edlen Hasses, gewiß aber auch einen Strahl Ihres schönen Mitleids zuwenden wird. Tullia, Sie haben mein Herz auf eine harte Probe gestellt: Sie haben verlangt, daß Obrist Merlinville den Ober-General Buonaparte ermorden soll. Erfahren Sie nun, theuere Freundin, daß der Erstere nur eine Maske gewesen ist, unter welcher der Letztere, incognito, mit Ihnen unter Einem Dache gewohnt hat. Merlinville und Buonaparte sind zwei Namen einer und derselben Person, der das Doppelloos zugefallen, von Ihnen eben so glühend geliebt als gehaßt zu werden. Signora, Obrist Merlinville, dem

es gelungen ist, die Liebe Ihres edlen Herzens zu erringen, bittet und beschwört Sie, den verhaßten Napoleon zu den Todten zu werfen, Jenem aber ein liebevolles Andenken zu bewahren. Wohin sein Stern ihn auch führen mag, an die Ufer des Rheins oder zu Aegyptens Pyramiden, in Sieg oder Tod, auf Schaffot oder Thron, überall und in jeder Lage seines Lebens wird er Ihrer mit tausend Wonnen und tausend Schmerzen gedenken und Ihr göttergleiches Bild, das sich mit unauslöschlichen Zügen in seine Seele eingeprägt hat, wird ihm in Stunden der Entmuthigung tröstend vor den Augen stehen und den süßen Trost gewähren, daß, wenn einst auch ganz Europa ihn hassen und verwünschen sollte, in Venedig ein Engel lebt, der ihm den Sonnenglanz seiner Theilnahme, das Mondlicht seines Mitleids nicht versagen wird.

Empfangen Sie, Signora, die Versicherung der innigsten Zuneigung

Ihres

aufrichtigen Verehrers

Napoleon Buonaparte.

— Buonaparte! rief sie aus und sank besinnungslos zu Boden.

IX.

Die Folge dieser Nachricht war ein hitziges Fieber, das die arme Tullia, das blühende Mädchen, in wenig Tagen an den Rand des Grabes brachte. Auf dem Gipfel des Paroxismus fantasirte sie von Merlinville, den sie mit heißer Liebesgluth umfaßte, bald aber mit Abscheu wieder von sich stieß, als sie in ihm den verhaßten Feind ihres Vaterlandes erkannte. Dieses Körperleiden, dieser Seelenkampf verzehrte ihre jugendliche Kraft mit so großer Hast, daß die Aerzte bereits jede Hoffnung aufgaben. Am eilften Tage war sie todt.

X.

Nur kurze Zeit überlebte der alte Doge den Tod seines einzigen Kindes.

Nach dem in der Nacht vom 17. auf den 18. October desselben Jahres im Schloß zu Campo Formio zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossenen Frieden trat Letzteres seine Niederlande und das liebe Rheinufer an Frankreich ab und erhielt dafür Dalmatien und Venedig.

In dem Augenblicke, als der schwergeprüfte Doge dem neuen Herrscher den Eid der Treue schwören sollte, stürzte er bewußtlos nieder und ist von seinem langen Schlafe seitdem nicht wieder aufgewacht. Mit ihm starb der letzte Manini.

IX.

Nur wenige Jahre blieb Venedig unter Oesterreichs Scepter. Am 10. December 1805 fiel es, in Folge des Friedens von Presburg, mit seiner Terra Firma an das neugeschaffene Königreich Italien, das in Eugen von Beauharnais, des Kaisers tapfern Stiefsohn, mit lautem Jubel die Morgenröthe einer neuen Zukunft begrüßte.

Als Napoleon im Jahre 1806 die Dogenstadt zum zweiten Male mit seiner Gegenwart beehrte, bewohnte der Kaiser der Franzosen, der König von Italien und Beschützer des Rheinbundes, den Palazzo Balbi.

Gleich nach seiner Ankunft zog er Erkundigungen über die Familie Manini ein.

— Lebt der letzte Doge noch? fragte er den Besitzer des Palastes.

— Er ist todt, sagte der Venezianer.

— Und seine Tochter? fragte der Kaiser.

— Auch sie schläft den ewigen Schlaf.

— Arme Tullia, seufzte Napoleon und erdrückte eine Thräne.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Am folgenden Morgen, noch ehe die Sonne Venedigs Dome vergoldete, begab sich der Kaiser, begleitet von einem seiner Groß-Offiziere, nach jenem Kirchhofe, auf welchem Tullias Gebeine im Schooße der Erde, von keines Freundes Thränen benetzt, langsam vermoderten.

— Duroc, sagte er tief bewegt zu seinem Beglei-

ter, unter diesem Steine schläft ein Engel, den ich bis zum letzten Hauche meines Lebens achten und lieben werde. — O Tullia, wenn Deine reine, unentweihte Seele nach dem Tode in ihre ewige Heimath, in den azurblauen Himmel heimgekehrt ist, dann wirst Du jetzt aus Deines Himmels Höhen auf mich herniedersehen und den, der Dich ewig lieben wird, nicht länger hassen.

In demselben Augenblick zuckte aus den Dämmerwolken der erste Sonnenstrahl. Der Kaiser beugte sich nieder auf den einfach-schlichten Grabeshügel, pflückte ein grünes Blatt, küßte es, schaute zum erwachenden Morgen empor und flüsterte leise vor sich hin:

— Schlaf wohl, arme Tullia, schlaf wohl! Auf Wiedersehen in einer schönern Welt!

Dann eilte er tief bewegt weiter.

XII.

Wir kehren nach Venedig und seinen vier Rossen zurück.

Diese Rosse, die mit vielen andern geraubten Kunstschätzen nach Paris gewandert waren, hatten seit 1806 den Triumphbogen geschmückt, welchen Napoleon als einen Zeugen seiner italienischen Siege vor dem Schlosse der Tuilerien emporwachsen ließ. Hier blieben sie fast neun Jahre.

Im Jahre 1815 forderte ein anderer Kaiser — Franz I. — Ziani's geraubte Rosse zurück und bald darauf verließen sie Napoleons Triumphbogen, um von Neuem die schmucken Wächter des mittelsten Eingangs der Marcuskirche zu werden. Herr v. Binzer beschreibt nach der Aussage eines Augenzeugen den Jubel, mit dem Venedigs uralte Ruhmeszeugen vom Volke begrüßt wurden.

„Ein großes Fahrzeug, schwarz gekleidet wie alle Gondeln, war zur Aufnahme der Heimkehrenden eigends eingerichtet, in der Mitte ein erhöhtes Gerüst, worauf die herrlichen, mit Lorbeer geschmückten Thiere prangten und bei ihrem feierlichen Einzuge wahrhaft stolz einherzuschreiten schienen, als das Schiff langsam durch den Canal grande dahinglitt, gefolgt von festlich geschmückter Militär-Escorte, umgeben von Tausenden von Gondeln und Böten aller Art,

die, so weit das Auge reichen konnte, den ganzen Canal bedeckten, während alle Fenster der vielen Paläste zu beiden Seiten mit Zuschauern besetzt waren, deren lauter Jubel von dem Jauchzen der Menge auf dem Wasser übertönt wurde. — An der Piazzetta glücklich ausgeschifft, wurden die ehernen Rosse feierlich bis vor die Marcuskirche gebracht, um sie dort auf den alten hohen Stand hinaufzuwinden. Der ganze Platz war mit Menschen dergestalt gefüllt, daß keine Orange hätte zur Erde fallen können, und dennoch herrschte, als nach beendigtem Segensspruch die mächtige Last sich zu heben begann, eine tiefe, feierliche Stille. Von dem Brausen des Freudengeschreis aber, das kein Ende nehmen wollte, kann nur der sich eine Vorstellung machen, welcher etwas Aehnliches selbst erlebt hat.“

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

XIII.

Das eherne Viergespann steht nun seit drei Jahrzehnten auf seinem alten Posten und schaut mit zweitausendjährigem Stolze, mit unverwüstlicher Kraft und ungeschwächter Majestät auf Venedigs wandelndes Geschick herab.

Wer sagt uns, wie lange sie hier noch bleiben werden? Ihr armen Rosse, Ihr habt in Euern jüngern Jahren schönere, glanzvollere Tage gesehen, als jetzt! Venedig ist nur noch ein Schattenbild seiner frühern Pracht und Herrlichkeit. Vielleicht erscheint einst ein neuer Napoleon, der diese Rosse zum zweiten Male entführt — Gott und Fürst Metternich mögen wissen — wohin?

Povera bella Venezia! Auf jedem Deiner Marmorquadern steht mit hieroglyphischen Buchstaben geschrieben:

„Sic transit gloria mundi!“

XIV.

Am Canal von Murano, auf der Gräber-Insel San Michele, wo Tullia's irdische Ueberreste ruhen, erblickt der Fremde, der diesen Kirchhof besucht, ein Grab-Denkmal mit der einfachen Inschrift:

Voilà!

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Unter diesem Steine ruht Tullia Manini.

Das

Geheimniß einer Gondel.

I.

In keiner Stadt Italiens fühlt sich der Fremde so sehr zu verliebten Abenteuern angeregt, als in Venedig. Woher das kommt, woran das liegt, das weiß ich nicht; doch wird Jeder, der ein Paar Wochen in der alten Venusstadt (Vénise aussi belle que Vénus) verlebt hat, sich und mir eingestehen müssen, daß er beim Anblick jeder geschlossenen Gondel, die an der seinigen vorübergehuscht ist, einen Anflug von Neugier und etwas Sehnsucht nach irgend einem Abenteuer in sich verspürt haben wird.

Venedig hat gegen tausend Gondeln. Eine sieht wie die andere aus: lang, schmal und einförmig schwarz wie ein schwimmender Sarg. Diese gleichförmige Trauerfarbe ist die Folge eines uralten Gesetzes, das unter der Herrschaft des dreiundachtzigsten Dogen Hieronimo Priuli — zwischen 1559 und

1567 — erlassen worden war, um dem mehr und mehr um sich greifenden Luxus der Nobili, die sich, wetteifernd in möglichst prachtvoller Ausschmückung ihrer Fahrzeuge, gegenseitig zu Grunde richteten, das Ziel zu setzen, daß alle Gondeln gleichmäßig schwarz bekleidet werden mußten; aber eben diese Farbe der Trauer verleiht jeder dieser Gondeln einen geheimnißvollen Anstrich, der sie, namentlich in den Augen des Fremden, äußerst anziehend macht.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Ich war schon zwölf Tage in Venedig und sehnte mich nach einem Abenteuer, wie ein junger Dichter nach der ersten Aufführung seines ersten Bühnenstücks. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht durchstreifte ich den wirren Knäuel schmaler Seitengassen — Calle genannt — ohne das zu finden, was ich suchte.

Verdrießlich bestieg ich eines Abends — zwischen Zehn und Eilf — am Traghetto della Santa Salute — nicht fern von meiner Wohnung — meine Gondel, um mich beim blassen Scheine des Mondes und

einer glühenden Havannah-Cigarre durch den Canal grande fahren zu lassen.

Eine Stimme des Herzens, die mich noch niemals getäuscht hatte, schien mir zuzuflüstern:

— Heute wirst Du finden, was Du seit acht Tagen vergebens gesucht hast.

Mit dem Rücken am schwarzen Maroquin-Kissen meiner Gondel angelehnt, schaute ich durch die offenen Fenster in die taghelle Mondnacht hinaus und träumte von schwarzen Augen und weißen Austern, von würzigen Lippen und duftendem Orangeneis, von schwellenden Nacken und schäumendem Champagner. Und so oft eine Gondel an der meinigen vorüberfuhr, warf ich einen Blick hinein, um das zu erspähen, was ich seit zwölf Tagen vergebens gesucht hatte.

— Wieder ein Tag verloren, sagte ich zu mir und suchte in einer meiner Rocktaschen die Cigarrenbüchse, um mir an den Trümmern meiner alten Regalia eine neue anzuzünden. Im Suchen stößt meine Hand auf ein kleines Buch, in dem ich, bei Luna's galanter Ampel, einen der vielgelesensten Romane

der neuern Literatur Italiens, Cäsar Cantù's „Margarita Pusterla" erkenne.

— Pietro, rufe ich meinem Führer zu, soeben habe ich in Deiner Gondel einen ganz allerliebsten Fund gemacht ...

— Eine Börse? fragt der Gondolier.

— Das weniger, aber ein Buch, von dem ich bereits in Mailand so viel Schönes gehört, daß ich schon dort mir ernstlich vorgenommen hatte, die Bekanntschaft dieses vielgerühmten Romanes zu machen. Du erlaubst doch, daß ich ihn mit nach Hause nehmen darf? Es versteht sich von selbst, daß ich ihn Dir wiedergebe ...

— Ich kenne Sie zwar erst seit zehn oder elf Tagen, halte Sie aber für so grundehrlich, daß ich Ihnen noch weit mehr als dies anvertrauen würde.

— Das ist sehr artig von Dir; das Beste aber hätte ich beinahe vergessen. Ahnst Du wohl, wem dieses Buch gehören mag?

— Nein, lieber Herr!

— Nach dem Dufte zu urtheilen, der diesem eleganten Einbande entströmt, gehört dies Buch einer

weiblichen Boudoir-Bibliothek. Wen hast Du zuletzt in Deiner Gondel geführt?

— Eine Dame.

— Kanntest Du sie?

— Nein, lieber Herr! Ihr Gesicht war tief verschleiert.

— Fuhr sie allein?

— Ganz allein.

— Und wohin?

— Nach dem Campo San Stefano, wo sie ausstieg.

— Ihr Wuchs?

— Imposant!

— Charmant! Charmant! Und glaubst Du, daß sie noch jung ist?

— Nach dem Tone ihrer Stimme zu schließen, muß sie noch sehr jung und, nach ihrer Aussprache zu urtheilen, eine Fremde sein.

— Eine Französin?

— Ich wäre geneigt, sie weit eher für eine Engländerin zu halten.

— Auch nicht übel! Ich liebe diese semmel-

blonden Schönen! Aber, Herzensjunge, wie erfahren wir die Wohnung dieser Lady?

— Lassen Sie dies meine Sorge sein. Morgen mit Tagesanbruch laufe ich nach dem Stephansplatz und frage dort in jedem Hause: wohnt hier eine große, schlanke Engländerin, welche gestern Abend zwischen Neun und Zehn in der Gondel 92 ein kleines Buch vergessen hat . . . wie heißt das Ding? setzte er rasch hinzu.

— „Margarita Pusterla".

— Ein Name, den der Teufel behalten kann! Sie müssen die Güte haben, ihn mir aufzuschreiben.

— Den Teufel?

— Den Namen des Buches.

— Sogleich, sagte ich, zog meine Brieftasche hervor und riß ein Blatt heraus, auf das ich den Titel meines Fundes schrieb. Hier, Pietro!

— Corpo di Cristo! erwiderte mein Gondolier, indem er sich die langen, sonnverbrannten Ohren rieb, das nützt mir ja auch nicht viel . . .

— Wie so? fragte ich in meiner Einfalt.

— Ach, Signor, ich kann ja nicht lesen . . .

— Dummkopf! wollte ich sagen, besann mich aber bald eines Bessern und meinte, wozu auch? Lesen ist Luxus; der Titel des Romanes ist freilich etwas schwer zu behalten, aber desto leichter wirst Du Dir, wie ich hoffe, den Namen des Schriftstellers merken. Er heißt Cäsar Cantù.

— Bravo, bravissimo! Cäsar heißt der junge Hund meines alten Kameraden Beppo, und Cantù heißt Gesang. Den Namen, Signor, vergesse ich nicht!

— Also auf Wiedersehen, morgen früh, sagte ich und verließ die Gondel, deren blankgeputzter Schnabel so eben am Traghetto della Santa Salute angelegt hatte.

II.

In meiner Wohnung angelangt, machte ich Licht, um mich auszukleiden und mit meiner „Margarita Pusterla“ zu Bett zu gehen.

Ich fange zu lesen an und lese bis tief in die Nacht hinein. Der Roman, der seinem Autor den Beinamen eines italienischen Walter Scott verschafft hat, ist in mehrfacher Hinsicht höchst interessant *). Bei einer der spannendsten Scenen, eben als ich das Blatt umwende, fällt aus dem Buche ein kleiner Zettel heraus.

Und was finde ich? Wohl hätte ich Lust zu wetten, daß keiner von allen Lesern es errathen würde, und darum beeile ich mich, seine Neugier schleunigst zu befriedigen.

Es war eines jener Papiere, die, sprechende Zeugen augenblicklicher Geldverlegenheit, im bürgerlichen Leben schlechtweg „Pfandzettel" genannt werden.

Die Inhaberin dieses Zettels — der Name der versetzenden Person ist auf keinem derselben angegeben — hatte ihren Shawl versetzt, worauf ihr das

*) Dieser reizende Roman, der auch in Deutschland bekannt zu werden verdient, ist, von einem in Venedig lebenden Maler, G. Fink, ins Deutsche übertragen, 1842 in Stuttgart erschienen. Leser, die den historischen Genre lieben, werden sich mit „Italiens Walter Scott" schnell befreunden.

kaiserlich königliche Leihhaus — hier zu Lande monte di pietà genannt — (auch in Venedig steht es nicht für Mottenschaden ein) armselige 532 österreichische Zwanziger vorgeschossen hatte.

— Das Pfand muß also, dachte ich bei mir, mindestens den dreifachen Werth dieser Summe haben, folglich ein ganz respectabler Shawl sein; eine Dame aber, die derlei kostbare Shawls besitzt, muß — gleichviel, ob sie Französin oder Engländerin ist — vornehmen Standes sein; in kleine augenblickliche Geldverlegenheiten kann sich — durch Umstände und Constellationen eigenthümlicher Art — selbst die reichste Frau verwickelt sehen. Aber einerlei, ob die bewußte Dame reich oder arm, vornehm oder nicht vornehm sein mag, sie ist jung, ihr Wuchs — sagt Pietro — ist imposant . . . das genügt! Daß Milady augenblicklich nicht bei Kasse ist, hat durchaus nichts zu sagen. Im Gegentheil! dachte ich und schlug das Buch zu, um in Gedanken an sie so schnell als möglich in die Welt der Träume hinüberzuschlummern.

III.

Was und wovon ich in jener Nacht geträumt habe, kann Jeder errathen, der sich einmal in gleicher oder auch nur ähnlicher Lage befunden hat. Nur so viel sei gesagt, daß ich in meinem ganzen Leben nie so geläufig Englisch gesprochen, als in jener schönen Nacht, die — wäre es nach meinem Wunsche gegangen — drei Mal länger als jede andere hätte dauern müssen. Milady, ungemein liebevoll, beantwortete jede meiner Fragen mit einem äußerst wohlthuenden „yes" und gestand mit schamgerötheter Wange und niedergeschlagenen Augen ihre augenblickliche Geldverlegenheit ... ich benutzte dies Geständniß, meine Großmuth zu zeigen, zog meine volle Börse und ... erwachte.

IV.

Drei Stunden später — ich lag noch immer im Bette und vertiefte mich mehr und mehr in Cantù's

„Margarita" — vernahm ich ein schüchternes Klopfen an meiner Thür.

Kaum hatte ich hereingerufen, als mein lieber, treuer, dienstwilliger Pietro, mit einem „buon giorno" im Munde und seinem Strohhute in der Hand, vor meinem Bette stand.

— Was bringst Du?

— Die gewünschte Auskunft, lieber Herr! Auf dem Stephansplatze, Nummer 743, wohnt die bewußte Dame, die wir suchen. Sie ist — wie ich mir gleich gedacht — eine Engländerin, heißt Lady Georgine Colbourn, thut entsetzlich vornehm und macht einen so unmenschlich großen Aufwand, daß sie im ganzen Sestiera *) „des Nabobs Geliebte" heißt.

— Ist sie verheirathet?

— Das weiß man nicht; so viel aber weiß der

---

*) Venedig ist in sechs Sestiere eingetheilt: 1) Sestiera di San Marco (Kern und Mittelpunkt der Stadt). 2) Sestiera di Castello. Die größte Sehenswürdigkeit dieses Bezirks ist das Arsenal, das drei italienische Meilen im Umfang hat. 3) Sestiera di Canalreggio. 4) Sestiera di San Paolo. 5) Sestiera di Santa Croce und 6) Sestiera di Dorso Duro.

ganze Stephansplatz, daß Lady Georgine die gute Freundin eines alten, steinreichen, aber bodenlos geizigen Bankiers ist, der sie, wie Unsereiner sagt, unterhält, vermuthlich weil . . .

— Sie ihrerseits auch ihn unterhält; ich finde das ganz in der Ordnung. Aber hast Du Dich auch erkundigt, ob das Buch, das ich in Deiner Gondel gefunden habe, auch wirklich ihr gehört?

— Diavolo, daran hab' ich nicht gedacht! O, Pietro, Dein Gedächtniß ist keinen Schuß Pulver werth, rief er aus und schlug seine Stirn. Aber morgen, längstens übermorgen, sollen Sie nicht nur das, sondern noch weit mehr, ja sogar Alles, Alles erfahren, denn jeder von uns hat seine Spione, und wenn Einer von uns etwas erfahren will, so horchen wir Alle, denn wozu anders als zum Horchen hat uns der liebe Gott so hübsche lange Ohren gegeben!

— Braver Junge, ausgezeichnetster aller venezianischen Gondoliere, sagte ich und öffnete meine Börse. Dieses Fünffrankenstück, das ich jetzt zwischen meinen Fingern halte, bittet um Erlaubniß, aus meiner Hand in die Deinige zu spazieren. Ich hoffe, daß Freund Pietro nicht so grausam sein wird, ihm

diese Bitte abzuschlagen, fuhr ich fort und warf ihm das Geldstück zu.

— Sie verkennen mich, lieber Herr, sagte mein brauner Fouché, der das Geldstück im Nu aufgefangen hatte.

Dann drehte er sich dreimal auf dem Absatz seines geflickten Stiefels herum, warf seinen kleinen runden Strohhut an die Decke, fing ihn, wie ein wohl abgerichteter Pudel, mit weitgeöffnetem Maule und rief in der Freude seines Herzens:

— Evvivà il Signor Tedesco!

Dann tanzte er zur Thür hinaus.

V.

Am Abend desselben Tages befand ich mich im Café Florian *), um die französischen Zeitungen zu

---

*) Das größte, bekannteste und eleganteste Kaffeehaus, von dem erzählt wird, daß es seit 1797 bis jetzt nur eine Nacht

lesen. Von dort begab ich mich zu seinem aristokratischen Nachbar Suttil, um bei einem Becher dreifachen Fruchteises die reizende Serenade der österreichischen Regimentsmusik, die — Donnerstags und Sonntags — auf dem Marcusplatze die beliebtesten Nummern aus den neuesten Opern spielt, und die nicht minder üppigen Blicke der unter den Bogengängen der Procuratien und auf den mondbeschienenen Quadern des Platzes auf- und abwandelnden Frauenwelt einzuschlürfen. In jeder imposanten Figur, die mir auffiel, glaubte ich die bewußte Engländerin zu sehen, die junge, schöne und dennoch beklagenswerthe Milady, die, ob sie gleich des

---

soll geschlossen gewesen sein. Sein Nachbar Suttil ist der Sammelplatz der Aristokratie. Hier fand ich die Herzogin von Berry. Das Café dell' Imperatore d'Austria ist das Stelldichein der Deutschen und das Café Quadri auf der andern Seite des Marcusplatzes das Rendezvous der Militairs. Außer diesen verdient noch das Café de' Lazzaroni, am Ende der Frezzaria, der Vereinigungspunkt der venezianischen Künstler und Schriftsteller, und das berüchtigte Café Gamba auf der Riva dei Schiavoni, von jedem Fremden, der das venezianische Leben in allen Schattirungen kennen zu lernen wünscht, besucht zu werden.

„Nabobs Geliebte“ ist, sich genöthigt sah, einen ihrer Shawls — denn sicher hat sie deren ein ganzes Dutzend — ins Leihhaus zu tragen, um den beneidenswerthesten aller Cashemire, der sich auf ihren alabasternen Schultern gewiegt, dort als Pfand für schnöde 532 Lire zurückzulassen. Ich kannte ihren „Nabob“ nicht, doch haßte ich, aus lauter Liebe zu Milady, den unverschämten Geizhals so gründlich, daß ich ihn im ersten besten Mörser mit kaltem Blute und passender Melodiebegleitung langsam hätte zerstampfen können. Grausamer Filz! Arme Georgine! Undankbare Welt!

— Von Suttil verfügte ich mich zum „Kaiser von Oesterreich“, um dort einen meiner Landsleute, den liebenswürdigen Dr. F . . . . . r zu suchen, der so manche Nacht stundenlang mit mir das venezianische Straßen-Labyrinth nach allen Richtungen durchstreift hatte und bald vor diesem, bald vor jenem Hause stehen geblieben war, um mir eine Seite aus den Geheimnissen dieser abenteuerlichen Stadt ins Ohr zu raunen. Leider fand ich ihn heute nicht. In Verzweiflung darüber entschloß ich mich, nach dem Grundsatze der Homöopathie, Langeweile durch

Langeweile zu heilen: ich griff nach einer deutschen Zeitung.

Gerechter Gott, es war die Augsburger!

VI.

Am andern Morgen, als ich beim „Imperatore d'Austria" mit der ganzen Jungfräulichkeit eines immer sehr zurückhaltenden Appetits meine Chocolade trank, griff ich nach der dicht vor mir liegenden, noch ganz druckfeuchten „Gazetta di Venezia", um zu erfahren, welches von den vielen geschlossenen Theatern*) heute Abend geöffnet sei.

*) Das größte und schönste dieser Theater, Fenice, liegt im Mittelpunkte der Stadt, auf dem Campo San Fantin, ist aber nur vom October bis Anfangs März der Oper und dem Ballet geöffnet. Nach diesem sind die Theater San Benedetto, unweit der Kirche gleichen Namens, in der Nähe der Post, San Samuele, Apollo und Malibran die bekanntesten. Im Ridotto di San Moisè werden in der Wintersaison stark besuchte Maskenbälle gegeben. Der Impresario des Fenice-Theaters ist gegenwärtig ein Graf Camillo Gritti.

Ich las:

Teatro Apollo:

Norma . . . . Signora Marietta Arrigotti.

Oper und Sängerin hatte ich im lieben Venedig, aus Langeweile, schon zwei Abende hinter einander gehört. Aller guten Dinge sind drei, sagte ich mir und beschloß, Dame Norma heute zum dritten Male zu besuchen. In demselben Augenblick fiel mein Falkenauge oder Adlerblick — welches von Beiden sagt meiner freundlichen Leserin mehr zu? — auf eine Anzeige, die, in etwas auffallender Schrift, dicht unter dem Theater abgedruckt stand. Sie lautete:

„Vorgestern, zwischen neun und zehn Uhr Abends, hat Jemand, der sich vom Traghetto della Santa Salute nach dem Campo San Stefano fahren ließ, in der Gondel, deren Nummer ihm leider unbekannt ist, ein in rothen Saffian gebundenes, goldgerändertes Exemplar von Cantù's „Margarita Pusterla" und in diesem Buche einen kleinen gedruckten Zettel (Spiegelberg, ich kenne Dich!) liegen lassen, welcher für den Eigenthümer desselben

von höchster Wichtigkeit ist (natürlich!). Der ehrliche Finder (bitte recht sehr!) wird dringend ersucht, Beides, wo möglich noch heute, auf dem Campo San Stefano, Nummer 734, im zweiten Stockwerke abzugeben. Die Person, die jenen Zettel verloren hat, rechnet dabei auf die Discretion des Finders (sehr begreiflich!) und erklärt sich dafür gern bereit, ihm für die Bewahrung des wichtigen Geheimnisses, in das ein boshafter Zufall ihn eingeweiht hat, **eine seinen Wünschen angemessene Belohnung** zu Theil werden zu lassen."

Die durchschossene Discretion und die mit fetter Schrift zugesagte seinen Wünschen angemessene Belohnung verschaffte mir die positive Gewißheit, daß die Eigenthümerin dieses Pfandzettels die bewußte Milady sei, deren imposanter Wuchs seit jener Nacht, in der ich so lebhaft von ihr geträumt hatte, meine etwas aufgeregte Phantasie in beständigem Schach erhielt.

— Mylady wohnt also auf dem Stephansplatze Nummer 734. Mein guter Pietro muß sich also doch wohl geirrt haben, denn nach seiner Angabe

sollte es ja Nummer 743 sein. Aber gestand er denn nicht selbst, daß sein Gedächtniß keinen Schuß Pulver werth sei? Und wie leicht sind zwei Nummern wie diese zu verwechseln! — — — — — —

— — — — — — — — — —

Ich zahlte mein Frühstück und kehrte eilig nach meiner Wohnung heim, um Buch und Zettel zu holen, die ich als redlicher Finder ungesäumt den Händen der schönen Eigenthümerin mit dem imposanten Wuchse überliefern wollte. Ganz im Hintergrunde meiner frivolen Gedanken schimmerten in blendender Transparent-Beleuchtung die geheimnißvollen, inhaltsschweren Worte:

eine seinen Wünschen angemessene Belohnung.

Gott ist groß und Mahomet sein Prophet!

VII.

Als ich die Treppe zu meiner Wohnung erstieg, sagte mir der Diener des Hauses, Pietro habe mich,

gleich nachdem ich ausgegangen sei, hier gesucht, um mir eine wichtige Nachricht zu bringen; er habe eine ganze Stunde auf mich gewartet und sei dann fortgelaufen, um mich in einem der Kaffeehäuser aufzusuchen.

Alles, was er mir sagen konnte, wußte ich bereits.

Endlich also nach dreizehn langen, ziemlich einförmigen Tagen stand ich an der Schwelle eines Abenteuers, von dem ich mir — unter uns gesagt — alle Wonnen und Seligkeiten des muhamedanischen Paradieses, die **meinen Wünschen angemessene Belohnung** versprach.

Um meines Sieges bei Milady ganz gewiß zu sein, warf ich mich in den Nimbus einer ausgesucht feinen Toilette. Unter mehr als einem Dutzend jungfräulicher Westen wählte ich ein weißes, von gestickten Veilchen eingefaßtes Atlas-Gilet und eine weißseidene Halsbinde, deren reizender Schnitt Bulwer's Pelham — Englands erleuchtetsten Dandy — zu einer Epopöe in Gott weiß wie viel Gesängen begeistert hätte. Aber nichts von Allem ist schwieri-

ger als die richtige Wahl der Farbe, die man bei Anlegung der Handschuhe zu beobachten hat. Es befremdet mich, daß noch keine unserer eleganten Federn auf den gewiß nicht undankbaren Einfall gerathen ist, eine „Physiologie des Handschuhs" zu schreiben. Der Stoff liegt doch so nah! Denn wie leicht läßt sich aus der Farbe des Handschuhs der Charakter und die Neigung des Behandschuhten errathen!

Ein Mann, welcher schneeweiße Handschuhe trägt, ist ein Pfarr-Candidat oder sonst ein zudringender Supplikant.

Ein Mann mit flohbraunen Handschuhen ist ein Philister, der den Stutzer spielen will.

Ein Mann mit schwarzen Handschuhen ist ein armer Teufel, der die etwas kostspielige Mode der Faustbekleidung nur gezwungen mitmacht.

Rosenfarbene Handschuhe trägt ein Fantast oder Dummkopf.

Lila-Handschuhe verleihen der männlichsten Physiognomie etwas Weibisches.

Seidene Handschuhe sind „ridicule", baum-

wollene sogar „cocasse". Letzteres aber verhält sich zu Ersterem wie ein Zopf zu einer Perücke.

Ein Dandy im unentweihten Sinne dieses häufig so arg mißbrauchten Wortes kann nur buttergelbe oder entenpfotenfarbige (patte de canard) Glacéhandschuhe tragen.

Unentschieden, welche von beiden Farben ich heute wählen sollte, zog ich mir ein Paar buttergelbe an und steckte ein Paar Entenpfoten ein, damit, Falls die Wahl mich unterweges gereuen sollte, ich meine Uebereilung sogleich wieder gut machen könnte. Vorsicht, sagt ein deutscher Philister, ist die Mutter der Weisheit.

Aber weil ich am Traghetto weder meinen Pietro noch seine Gondel fand, warf ich mich in die seines Freundes Beppo.

Unter Venedigs Gondolieren — man zählt deren gegen zehntausend — giebt es, wie bekannt, zwei Parteien, von denen die Einen (Castellani) einen rothen, die der andern (Nicolotti) einen schwarzen Gürtel tragen und in der Politik, um die ich mich wenig bekümmere, ganz entgegengesetzter Ansicht sind. Pietro aber und Beppo waren Beide Schwarzgürtel

oder, was dasselbe sagen will, intime Freunde, gute Kameraden, Dutzbrüder *).

— Signor, sagte Beppo, als ich rückwärts in die Gondel stieg**), der arme Pietro sucht Sie in der ganzen Stadt, um Ihnen eine Nachricht von großer, großer Wichtigkeit mitzutheilen.

— Ich weiß Alles, sagte ich und gab ihm den Auftrag, mich so schnell als möglich nach dem Ziele meiner Wünsche, nach dem Stephansplatze, zu befördern.

Ich weiß sehr wohl, daß ein französischer Erzähler in meiner Stelle ganz anders gehandelt hätte und — wohl gemerkt, wenn er gerade gut bei Kasse gewesen — zuerst nach dem Leihhause gefahren wäre, um dort den verpfändeten Shawl für seine Rechnung auszulösen und ihn gleich darauf als ein Zei-

---

*) Fast alle Gondoliere haben, wie in Neapel die Lazzaroni, unter sich Spitznamen, die oft sehr bezeichnend sind. Mein Pietro ist in ganz Venedig unter dem Namen „Fra Aglio" bekannt, weil er ungewöhnlich stark nach dem Lieblingsgewürze der Juden, nach Knoblauch duftet.

**) Daran, daß Jemand vorwärts in die Gondel steigt, erkennt der Gondolier den Fremden, der ihm jede Ueberfahrt dreimal theurer als der Einheimische bezahlen muß.

chen seiner Aufmerksamkeit zu Milady's Füßen niederzulegen. Das hätte auch ich thun, d. h. erzählen können, aber wohl Niemand würde mir diesen Zug der Großmuth geglaubt haben, denn ich bin ein deutscher Schriftsteller, der sein Geld für sich selber braucht und für ein leichtfertiges Abenteuer, von dem noch nicht abzusehen war, wie es enden werde, nicht so gewissenlos 532 Lire hinauswerfen kann.

Habe ich Unrecht, so sage man's!

VIII.

Ich fuhr also nach dem Stephansplatze und kam unterweges durch Canäle und Brücken, die ich bisher noch nicht gekannt hatte. Ach, mancher Fremde, der sich einbildet, das große Straßenräthsel Venedig schon nach Verlauf von vierzehn Tagen zu kennen, ist ein eingebildeter Thor. Der Schöpfer der „verhängnißvollen Gabel" — Graf Platen — hatte nicht so ganz Unrecht, als er bei Schilderung dieses

hieroglyphisch verschlungenen Häuserknäuels, „bella Venezia" genannt, die Verse sang:

„Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurch zu gehen mir gelingen,
Wie werd' ich je dies große Räthsel fassen?"

Giebt's doch selbst Eingeborene, die diese Straßen-Sphynx nicht zu enträthseln vermögen. Und trotz dieses Chaos von Gassen und Gäßchen, von Brücken und Canälen *) bleibt die halbverwitterte „Donna dei mari" (wie sie einst Heinrich III. von Frankreich genannt) noch immer die eigenthümlichste und anziehendste Stadt von ganz Italien, eine Stadt, die, wie Abbé Coyer gesagt, nicht von Menschen, sondern von Göttern erbaut zu sein scheint, um die Sterblichen in ein Netz zu locken, in dem jede Masche ein Stück Geschichte, eine großartige Ruine ist, in der jeder Palast als alter, grauer, lebensmüder Zeuge längst verschwundener Macht und Herrlichkeit erscheint.

---

*) Eine italienische Beschreibung Venedigs gibt die Zahl der Canäle auf 146, die der Brücken auf 450, die der Gassen und Gäßchen auf 2108 und die der Häuser auf 27,918 an.

„Those days are gone — but beauty still is here“ *)

sang der unsterbliche Sänger des „Childe Harald“ und schrieb der armen Venezia in dieser einzigen Zeile die schönste, rührendste und unvergänglichste Grabschrift.

Das Wetter begünstigte mein Unternehmen. Die Sonne lachte mir freundlich ins Gesicht, und die schaukelnde Bewegung der Gondel weckte in mir ein Gefühl unbeschreiblicher Wollust. Heiterer als je sang ich die Barcarole, die ich Tags vorher von einem der schönsten Blumenmädchen auf dem duftigen Rasen des Lido gelernt hatte, also lautend:

Andar' sul mare,
O piacere!
Evvivà l'amor!
Andar' sul mare,
A te pensare
Con tutto il cuor
E chiamare:
Evvivà, evvivà l'amor!

Tu è la sola,
Che mi consuola
Nel mio dolor.

---

*) „Jene Tage sind dahin, aber Schönheit ist noch hier.“

La barca vola
Volando sembra
Anchè gridar
E chiamar:
Evvivà, evvivà l'amor!

Und bald darauf hatte meine Gondel ihr Ziel erreicht.

IX.

Ich steige aus und suche auf einem der größten und schönsten Plätze Venedigs — es zählt deren gegen fünfzig — die Hausnummer 734, die auch alsogleich gefunden ist.

Da kein Portier zu sehen, bei dem ich zuvor einige Erkundigung über die Dame, die ich suche, einziehen kann, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als, bewaffnet mit meinem doppelten Talisman, die zwei Marmortreppen zu ersteigen und — oben angelangt — an der nächsten Thür zu klingeln.

Gleich darauf öffnet sich die Pforte des Paradieses, und eine junge Dame, imposant wie Göttin

Adria, gemalt von Tintoretto*), schön wie der Tag und reizend wie die Nacht, steht dicht vor der geöffneten Thür und fragt mich in französischer Sprache:

— Zu wem wünschen Sie?

— Zu Ihnen, Madame, antworte ich, ohne mich durch den Frost dieser ersten Frage einschüchtern zu lassen.

— Zu mir? wiederholt die schöne Frau mit einem Ton und einer Miene, worin sich ein ganzes Tournier boshafter Fragezeichen umherzutummeln schien.

— Zu Ihnen! wiederhole ich fast noch kälter als sie.

— Monsieur, je n'ai pas l'honneur . . .

— Ni moi non plus, setze ich rasch hinzu, aber das schadet nichts; ich werde Ihnen bald nicht mehr fremd sein, wenn Sie die Güte haben wollen, mir nicht länger den Eingang zu versperren.

Sie trat einige Schritte zurück . . . ich befand mich jetzt im Vorsaale.

---

*) Eines der schönsten und großartigsten Deckengemälde dieses Meisters im großen Rathssaale des Dogenpalastes.

— Madame, fuhr ich fort, ich bringe Ihnen etwas . . .

— Mir? fragte sie höchst erstaunt.

— Wem sonst als Ihnen, schöne Frau!

— Mein Herr, Sie irren.

— Nein, Madame, ich irre mich nicht. Hören Sie mich an, Madame. Ich bringe Ihnen etwas — meine Blicke schweiften im Saale umher, um zu sehen, ob uns Niemand belausche — etwas von der höchsten Wichtigkeit. Nun, errathen Sie noch immer nicht?

— Nein, mein Herr, erwiderte die kalte Artemisia mit steinernem Lächeln.

— Fassen Sie Muth, Madame! Sie dürfen, — wie's in der Zeitung steht — ganz und gar auf meine Discretion rechnen.

Ich betonte dies Wort absichtlich etwas scharf, um ihr die bewußte Zeitungs-Annonce ins Gedächtniß zurückzurufen.

— Mein Herr, ich begreife noch immer nicht, was Sie wollen . . .

— Was ich will? rief ich ärgerlich. Welche unnütze Frage, Madame! Haben Sie nicht freiwillig

erklärt, daß Sie gern bereit sind, dem redlichen Finder — ich wiederhole Ihre Anzeige Wort für Wort — für die Bewahrung des wichtigen Geheimnisses, in das der Zufall ihn eingeweiht hat, eine seinen Wünschen angemessene Belohnung zu Theil werden zu lassen? Madame, fragte ich ziemlich barsch, begreifen Sie nun endlich?

— Mein Herr, entgegnete die Dame mit der empörendsten Ruhe und Gelassenheit, ich begreife von Allem, was Sie mir bis jetzt gesagt haben, noch immer keine Silbe und muß Sie deßhalb bitten, sich deutlicher zu erklären.

— Also noch deutlicher? rief ich und zog das bewußte Buch hervor. Madame, fragte ich mit einem zwei Finger dicken Anstrich von Schadenfreude, ist Ihnen dieser Einband bekannt?

— Ja! Dieses Buch, mein Herr, gehört mir; auf dem Rücken des Einbandes stehen die goldenen Anfangsbuchstaben meines Namens. Wie aber kommen Sie zu diesem Buche?

— Madame, ich begreife nicht, daß Sie das Alles so schwer begreifen. Sie haben das Buch

gestern Abend — zwischen Neun und Zehn — liegen lassen . . .

— Liegen lassen? Ich?? Und wo???

— Ei, auch das wissen Sie nicht mehr? In der Gondel, Madame, in der Gondel!

— In welcher Gondel? fragte sie von Neuem überrascht.

— In derselben Gondel, in der es, eine Stunde später, durch Zufall in meine Hände gerathen ist. Ich bin, wie Sie endlich zu begreifen die Güte haben werden, der redliche Finder, der . . . der . . . der . . .

— Eine Belohnung erwartet. Wie aber, wenn ich Ihnen sage, daß ich dieses Buch gestern unmöglich verloren haben kann, da ich seit acht Tagen gar nicht aus dem Hause gekommen bin?

— Wie geht das zu? Hab' ich mich vielleicht in der Hausnummer geirrt? Bin ich hier nicht in Nummer 734?

— Allerdings!

— Befinde ich mich nicht im zweiten Stockwerk?

— Ganz recht!

— Wohnt außer Ihnen noch eine andere Dame, etwa eine Engländerin, auf demselben Flure?

— Nein!

— Dann weiß ich, bei Gott! nicht mehr, was ich dazu sagen soll. Madame, nur eine Frage noch: nicht wahr, Sie haben einen Ihrer Shawls versetzt?

— Sind Sie toll? fragte Madame ganz entrüstet.

— Noch nicht, doch könnte ich's leicht werden, Falls Sie sich darin gefallen sollten, noch länger zu läugnen; hier, Madame, ist Ihr Buch, und hier, Madame, ist der Pfandzettel.

— Der Pfandzettel? Wer sagt Ihnen, daß dieser verpfändete Shawl mir gehört?

— Die „Gazetta di Venezia" sagt mir das; in der heutigen Nummer dieser ausgezeichneten Zeitung ganz am Fuße des Blattes, dicht unter den Theateranzeigen, wird der redliche Finder ersucht, Buch und Zettel Stephansplatz, Nummer 734, abzugeben. Nun, Madame, wissen Sie Alles!

— Himmel! rief das schöne Weib, in dessen Seele ein grundhäßlicher Gedanke aufzutauchen begann, sollte vielleicht mein Herr Gemahl? . . .

— Wie, Sie sind verheirathet?

— Allerdings!

— Ah, Madame, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Großer Gott, jetzt fallen mir die Schuppen von den Augen, jetzt erst sehe ich klar, ganz klar. Ja, ja, so ist's! Madame, ich bedauere unendlich ...

— Was bedauern Sie? fragte die Dame etwas gereizt.

— Daß ich, ganz wider meinen Willen, der Verräther Ihres Herrn Gemahls geworden bin. Madame, ich beschwöre Sie bei allen Pfandzetteln Venedigs, mich ihm unbekannter Weise zu empfehlen und ihn zu bitten, mir ja nicht zu zürnen, wenn ich — ohne es zu ahnen — ihm einen kleinen Verdruß bereitet habe, sagte ich und überließ die Dame, die in düsteres Nachdenken versunken war, dem traurigen Vorgefühle, daß der Herr Gemahl hinter ihrem Rücken einen ihrer Shawls versetzt habe.

Als ich die Treppe hinabstieg, sagte ich zu mir:

— Es ist doch recht gut, daß Du kein französischer Schriftsteller bist. Du hättest jenen vermaledeiten Shawl für Deine Rechnung ausgelöst und wärst jetzt um eine Summe ärmer und um 532 Lire — drei machen einen Gulden! — ärmer gewesen.

Gott ist groß und 532 Lire sind 177 Gulden 20 Kreuzer Conventions-Münze.

X.

An der Hausthür meiner Wohnung erwartete mich Pietro, genannt Fra'Aglio, um mir die Nachricht zu bringen, daß die bewußte Lady Georgine Colbourn, des „Nabobs Geliebte," die auf dem Stephansplatze Nummer 743 gewohnt, gestern, bei Nacht und Nebel, mit einem jungen Bildhauer nach Florenz durchgegangen sei.

Mein geträumtes Paradies war beim Teufel.

XI.

Abends erfuhr ich bei Suttil, daß Signor L., der erst seit Kurzem mit einer der reichsten Kaufmannstöchter von Marseille verheirathet gewesen sei,

einen der kostbaren Shawls seiner jungen, schönen Frau heimlich entwendet und versetzt habe, um mit dem Gelde eine dringende Schuld einer seiner alten Liebschaften, einer häßlichen Choristin am Theater Benedetto, zu bezahlen. Die Folge davon werde — maledetto! — eine Scheidung sein.

Gott ist groß, Mahomet sein Prophet und die Ehe — eine grandiöse Dummheit.

Abschied von Venedig.

Ich kann mich von der alten Dogenstadt, in der ich, auf meiner vorjährigen Herbstreise durch Italien, vierzehn glückliche Tage verlebt habe, nicht trennen, ohne zuvor einen kurzen, aber heißen Abschiedsblick auf Venedig und dessen Bewohner zu werfen. Mögen Andere vorzugsweise für Rom schwärmen, für Neapel enthusiasmirt sein oder sich am meisten in Florenz gefallen; auf mich hat keine Stadt Italiens so tiefen, mächtigen, unvertilgbaren Eindruck gemacht, als das europäische Bagdad. Rufe ich in mein Gedächtniß jene vier genannten Städte zurück, so erscheint mir Florenz als ewig junge Braut, Neapel als eine mit allen Künsten sinnlicher Verführung vertraute Grisette, Rom als eine uralte, ehrwürdige, aber reizlose Matrone und Venedig als eine in Trauer gehüllte Witwe, auf deren liebenswürdigem Antlitz der

Schmerz und die Wehmuth, welche jeden ihrer blassen Züge durchzittern, den Reiz ihrer Schönheit und die Schönheit ihrer Reize erhöht. Venedig ist ein üppiger Herbst, Florenz ein holder Frühling, Neapel ein vollblütiger Sommer, Rom ein starrer Winter. Ich für meinen Theil liebe von allen Jahreszeiten keine so sehr als den Herbst und unter den Frauen keine so sehr als die Witwen. Und darum ziehe ich Venedig allen andern Städten vor. Zum Glück bin ich nicht der Einzige, welcher Venedig die „Blüthe aller Städte Italiens" nennt. Auch Lord Byron, Graf Platen und Georges Sand sind entzückt von Venedigs Schönheit. Letztere hat in ihrem „Leone Leoni," in ihren „Mosaikarbeitern" und vor Allem in einer ihrer kleinen Novellen „L'Orco" den Zauber der alten Marcusstadt und den Glanz ihrer Geschichte mit unvergänglichen Farben gemalt. Welche Feder vermag das schöne Venedig schöner zu schildern, als die Feder der Dudevant! „Venedig, Du einzige Stadt, die nicht durch die Hand, sondern durch den Geist des Menschen geschaffen ist, die Du gemacht scheinst, um den Seelen der Gerechten zum vorübergehenden Aufenthalt zu dienen und für sie eine Stufe von der

Erde zum Himmel zu sein; Paläste, einst von Feen bewohnt, die noch jetzt ihren magischen Hauch ausströmen lassen; lustige Säulenhallen, die im Sturme schwanken; leichte Spitzen, die sich mit den wogenden Masten der Schiffe vermischen; Arcaden, in welchen tausend Stimmen zu wohnen scheinen, um jedem vorüberhuschenden Tone zu antworten; Myriaden von Engeln und Heiligen, welche auf den Kuppeln ihre Flügel von Erz und Marmor zu bewegen scheinen, wenn der frische Hauch des Morgens über ihre feuchten Stirnen hinzieht; Du Stadt, Du einzige Stadt, die nicht wie alle Andern auf schmutzigem Boden ruht, sondern gleich einer Gruppe von Schwänen auf den Wogen schwebt!" — O mein Venedig, ich hätte Dich sehen mögen zur Zeit Deines Glanzes, vor dreihundert Jahren, als der Löwe von Sanct Marcus sich noch nicht träumen ließ, daß ein schwarzer Adler ihm die siegestrunkenen Augen ausschlagen werde! „Höre auf zu murmeln, Stimme der Adria! Verlösche, Lampe der Madonna! Verbirg Dich für immer, Königin der Nacht mit dem Silberschleier; es giebt keine Venezianer mehr in Venedig!" Ungarische Garden mit weißen Röcken und blauen

Hosen entweihen das Pflaster Deiner Geschichte ... Du bist nur noch ein Schatten Deines frühern Glanzes. Und trotzdem bist Du noch immer schön und reizend, doppelt schön für den Dichter, denn auf jeder Straße von Venedig liegt ein historisches Drama, aus jedem Winkel, aus jedem Palaste schaut eine Novelle auf ihn herab. Warlich, ich wüßte keine zweite Stadt, die so viel Ideen weckt, als Venedig, das uns Stoff giebt für eine neue „Tausend und Eine Nacht.“

Welch' eine Fluth weltberühmter Namen sprudelt aus dem Schooße der stolzen „Donna dei Mari“ empor! Marino Falieri, Francesco Foscari, Francesco Morosini, Catarina Cornaro, Bianca Capello, Lucrezia Borgia! Und welch' ein Schwarm von Dichtern und Künstlern! Jacopo Sannazaro *),

---

*) Sannazaro, ein geborener Neapolitaner, erhielt für ein zum Lobe Venedigs geschriebenes Epigramm von sechs Zeilen von der Signoria ein Geschenk von 600 Dukaten. Die Verse lauten:

„Viderat Adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem et toto ponere jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis Jupiter arces
Objice et illa tui moenia Martis, ait.

Pietro Bembo *), Francesco Loredano **), Tizian ***), Tintoretto †), Bordone ††), Sansovino †††), Vittoria *†) und Canova **†).

Si pelago Tibrim praefers, urbem adspice utramque;
Illam homines dices, hanc posuisse deos.

Wieviel mag Graf Platen, der zum Ruhme Venedigs doch weit schönere Verse gedichtet, wohl von der Signoria Cotta in Stuttgart erhalten haben?

*) Siehe Band II., Seite 20 und 21 in der Anmerkung.

**) Eines der originellsten Werke dieses Dichters ist sein „Vita di Adamo" Venezia 1640. 12. franz. vom Chevalier de Mailly, Paris 1695. 12.

***) Tiziano Vecelli (geboren 1477 zu Cadore im Friaul) wurde nach Giovanni Bellini's Tode (1516) zum „Maler der Republik" ernannt. Das Haus, worin „Venedigs Raphaël" gewohnt und worin er (1576) in seinem 99sten Lebensjahre an der Pest gestorben ist, liegt am Campo Rotto und führt die Nummer 5526.

†) Jacopo Robusti, genannt Tintoretto, geb. 1512 in der Calle larga Nummer 3162. Venedig allein zählt von diesem Meister, der ein Alter von 82 Jahren erreicht hat, gegen dreihundert Gemälde.

††) Paris Bordone (geb. 1500, gest. 1570). Sein schönstes Bild ist der „Ring des heiligen Marcus, eine Schilderung der Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere. Dies Bild befindet sich im Louvre zu Paris.

†††) Jacopo Tatti, geb. 1479 zu Florenz, bekam 1523 vom Dogen Andrea Gritti einen Ruf nach Venedig, wo er den Titel

Welch unerschöpflicher Trauerspiel-, Opern-, Lustspiel- und Novellenstoff! Jeder dieser Namen ist ein Stück Geschichte, das Dir, bella Venezia, zu ewigem Ruhme gereicht. Deine hundertzwanzig Dogen sind, bis auf einige Ausnahmen, längst vergessen und verschollen, Dein Tizian aber wird leben bis ans Ende aller Zeiten!

Bevor ich Dir, „Stadt der Städte,“ mein letztes Lebewohl zurufe, halte ich es für meine Pflicht, eines Mannes zu gedenken, der mir während meines kurzen Aufenthaltes in Venedig ein eben so treuer, als aufmerksamer Cicerone gewesen ist; ich meine den weltberühmten Fremdenführer Nicolo Bulgari, der,

---

„Baumeister der Procuratoren“ und die Aufsicht über alle Staatsgebäude und Hospitäler erhält. Er starb 1570.

*†) Alessandro Vittoria, geb. 1525 zu Trient, war ein Schüler Sansovin's und Tizian's. Er starb, 83 Jahre alt, in der Calle della pietà, Nummer 3799.

**†) Antonio Canova, geb. am 1. November 1757 zu Possagno unweit Treviso, starb, von Pabst Pius VII. zum Marchese d'Ischia ernannt, am 13. October 1822 in dem kleinen einfachen Hause, das am Campo Gallo, unfern des Marcusplatzes, durch eine in Marmor geschnittene Inschrift kenntlich ist. Canova's Denkmal steht in der Kirche Santa Maria ai Frari.

ein wahrer Polyglott, der Landsmann aller Nationen, die Vorsehung der Deutschen, Venedigs unterrichtetster Historiograph ist, welcher uns von jedem Hause, jedem Steine etwas Interessantes zu erzählen weiß, ein Führer, in dessen Begleitung sich jeder Fremde bald so heimisch als in seiner Vaterstadt fühlt. An seiner Seite bin ich zu allen Häusern hingezogen, aus welchen ein Strahl der Glorie hervorgegangen für die Stirn der unvergänglich-schönen Meereskönigin; an seiner Seite habe ich Venedig in vierzehn Tagen besser kennen gelernt, als mancher Fremde in vierzehn Monaten. Wer Venedig nicht blos oberflächlich sehen will, muß vor Allem der Gondel entsagen und per pedes ins Tiefinnerste dieses Straßenknäuels eindringen. Tag und Nacht auf den Beinen habe ich die verworrene Häusersphynx nach allen Richtungen durchlaufen und mich dergestalt orientirt, daß ich Venedig von Innen und Außen so genau wie mein „Rosenthal" kenne, den einzigen Ort Leipzigs, den ich selbst am Golfe von Neapel, an den Gestaden der Tiber, an den Ufern des Arno, an der Schwelle des adriatischen Meeres schmerzlich vermißt habe.

Empfange hier meinen öffentlichen Dank, guter Nicolo Bulgari, und die Versicherung, daß die Erinnerung an Venedig eine der schönsten meines ganzen Lebens bleiben wird.

Addo, Venezia, Addio, Donna dei Mari!

Inhalt des zweiten Bandes.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Oettinger, Eduard Maria,

Venezianische Nächte

Bd.: 2

Lpzg (1851)